Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 10 Leipzig, den 7. März 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Kinder der ewigen Heimat: 4. Schluß — Die „Sprache Kanaans." 3. Ihr Recht — Zur Lage der evangelisch-sozialen Bewegung — Konfessionsstreitigkeiten in Sicht. Aus dem Großherzogtum Hessen — Henrik Ibsen und das Gesetz der Umwandlung. Erste Hälfte — Verschiedenes: Die Angelegenheit des Pfarrers Wenck; Aus der Kreuzzeitung; „Geboren von der Jungfrau"; Ein Brief des Paulus an die Kreter — Anzeigen

Die Kinder der ewigen Heimat

4

Selig sind die an Geist Armen, um Geist Trauernden, nach Geist Hungernden, sie werden satt werden, sie werden Trost haben: ihrer ist das Himmelreich.

Ist das denn Himmelreich, wenn der Geist fließt und der Durstende nicht zu verdursten braucht?

Es ist das Himmelreich.

Denn sieh, im Himmelreich herrscht eben der Himmel: Gott ist der König seines Reichs. Und Gott — du weißt es — ist Geist, er kann nur durch Geist herrschen. Das ist das allermerkwürdigste Reich, das man sich denken kann. Und deshalb kann man sichs schwer denken.

Sollte Gott nicht herrschen müssen, wie alle Obrigkeit herrscht: durch Verfassung, Gesetze, Gerichte?

Ja, sagen die einen, er herrscht so, durch Stellvertreter, Dekrete, Beichten und Bußen.

Nein, sagen die andern, Gottes Wort ist aufgeschrieben ein für allemal: ein Landrecht des Reiches Gottes. Das mußt du studiren, dann weißt du Gottes Willen.

Und was sagt denn das Landrecht, die Schrift? Sie sagt, daß Gott Geist sei und nur durch Geist herrsche. Fluten des Geistes, sagt sie, wenn das Reich kommt. Eintauchen in Geist, sagt sie, wenn das Reich gegründet wird. Anbeten im Geist, sagt sie, wenn das Reich da ist. Gottes Wohlgefallen, Friede und Freude in heiligem Geiste, das, sagt sie, ist das Gottesreich.

Aber wir wollen selbst prüfen.

Wie war es doch mit dem Wort Gottes neulich, als deine Kinder um den Tisch saßen und es lernten: zehn ernste Gebote von Gott; und der Größte klappte das Buch zu und sagte: Ach was, jetzt geh ich in den Garten, mein Vordermann in der Schule hat einen breiten Rücken. Ja, du hasts gut, seufzte sein kleiner Bruder, aber ich sitze ganz vorn, ich muß lernen, und damit hielt er die Ohren zu und murmelte vor sich hin: Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen — nicht mißbrauchen — den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen.

Und gerade der Lehrer, der den Großen beim Betrug ertappte, als er im zweiten Gebote stotterte und ablas, der war es, der schaudernd wach wurde über den zehn Geboten mitten in der Schulstunde: Es wird Hohn getrieben mit dem Namen Gottes und mit dem Lebensernst. Wie Hammerschläge fuhren ihm ins Gewissen die zehn kurzen Worte, die er schon so oft mit den Kindern durchgesprochen hatte, ohne daß sie auf sein Leben, auf seinen Verkehr, auf seinen Beruf einen Einfluß geübt hatten.

Am nächsten Sonntag saß er mit dem Schmied unter der Kanzel; die beiden hatten sich nicht vertragen können bisher. Der Lehrer, als der Redegewandtere, hatte gerade noch vor Beginn der Predigt einen Trumpf ausgegeben, und der Schmied saß nun mit gefalteten Händen und sann über einer Antwort nach, einer recht kräftigen. Kaum war der Segen gesprochen, als sie herauskam. Wie wenn nur eine Lücke gewesen wäre zwischen vor und nach der Predigt. Die Antwort hatte getroffen augenscheinlich, denn der Lehrer hatte kein Wort mehr. Aber doch, jetzt kam es nach! Anders, als es der Schmied erwartet. Laß gut sein, Gevatter, hörte er seinen Partner sagen und fühlte sich freundlich auf die Schulter geklopft. Mir ist die Lust zum Zanken vergangen. Was nur mit ihm vorgegangen war? Ja, was war dem Lehrer geschehen?

Viel war mit ihm geschehen während der kurzen Lücke zwischen vor und nach der Predigt. Das ganze Netz von Zank und Lüge und Schadenfreude, an dem er gewebt und in dem er gesessen hatte wie die Spinne, die auf ihre Beute lauert, war von ihm abgefallen wie zerrissene Fäden; nun fror ihn. Er fühlte das Bedürfnis, ein andres Netz um sich her zu spinnen, ein Netz von Segen und Glück und Frieden. Er hatte ja Gottes Angesicht auf sich gerichtet gesehen, wie das seines Vaters. Damals war er noch jung gewesen. Seine Geschwister spielten um ihn. Dreimal hatte er sie verjagt; denn er hatte zu thun. Da kam sein Vater und wollte etwas von ihm. Er fuhr auf und sagte böse Worte. Und der Vater sah ihn an und ging leise fort. Damals hatte es ihn nicht mehr gelitten bei dem, was er vorhatte. Er war seinem Vater nachgegangen, nicht, um mit ihm zu reden, aber um ihm zur Hand, um ihm gefällig zu sein. Er hatte den Tag nie vergessen können, so lange der Vater lebte. Mit diesem Blick hat der himmlische Vater ihn angeschaut, jetzt, während der Predigt. Nun geht er nach Haus. Er sieht nicht, daß die verwunderten Blicke des Schmiedes ihm folgen. — Dort hinter den erblindeten Scheiben, wohnt da nicht der kranke Mann, von dem man neulich erzählte, der Schwiegervater des Schmiedes? Aber der Schmied hat viel Sorgen und wenig Geld. Der Lehrer denkt an zu Hause. Er hat sich eine Apfelsine zurechtgelegt, die wollte er schälen nachher nach der Kirche. Aber er schält sie nicht, als er nach Hause kommt. Er steckt sie in die Tasche. Er geht zu dem Kranken und giebt sie ihm, setzt sich an sein Bett nieder und läßt sich von seiner Krankheit erzählen — ein Kranker spricht gern davon — so spricht er mit ihm. Er ekelt sich gar nicht, er greift zu, um ihn bequemer zu legen, thut sogar dies und jenes, um mehr Sauberkeit in das Zimmer zu bringen. Als er weggeht — sonderbar! Das Ganze hat ihm kaum einen Groschen gekostet, und wieviel Trost und Frieden hat er in ein dunkles Herz gebracht! Wie heut der Kranke so geduldig geworden ist! Friedliche Gedanken sind ihm gekommen. Zum erstenmale seit Jahren hat er sich was gedacht beim abendlichen Vaterunser, zum erstenmal mit seinem Gott gesprochen, wirklich gesprochen mit dem Gott, der ein Herz zu ihm geleitet hat. — Der Schmied schüttelte den Kopf, als er am Nachmittag aus der Stube des Kranken trat. Er hatte Verleumdungen geargwöhnt. Aber der Lehrer scheint gut von ihm ge-

sprochen zu haben. Nachher sangen die Kinder des Lehrers das Abendlied, nicht schöner als sonst. Denn darauf hielt er stets, daß der Choral gut klappte. Er war musikalisch und Mitglied von zwei Gesangvereinen. Aber diesmal hob ihn der jubelnde, vertrauende Ruf empor und stellte ihn vor den Sitz des ewigen Vaters. Er schaute ihm gerade hinein in die gütigen Augen; und Gott lenkte seinen Blick auf die Erde nieder, die er verlassen hatte. Wie klein! Er lächelte, als er die Sorgen und Kümmernisse sah, die noch an demselben Morgen ihn gedrückt hatten. Wie winzig klein, wie leicht und kurzlebig waren sie, die ihn so bergeschwer, so ewiglang, so eisenfest in ihrem Griff gedünkt hatten am selben Morgen! Als die letzten Klänge verhallten, wohnte noch das friedliche Lächeln auf seiner Stirn. Es machte seine Kleinen doppelt zutraulich. So viel hatten sie noch nie zu fragen, ehe sie gute Nacht sagten, als heute; und er schalt gar nicht, wie sonst. Nachher hat er mit seiner Frau gesprochen, lange und eingehend und freundlich, wie seit Wochen nicht. Es war eine glückliche Familie, die an dem Abend zu Bett ging in der Wohnung des Lehrers. Er selbst aber war noch wach. Er las in der Bibel. Den Römerbrief hatte er aufgeschlagen, die Stelle vom Tag, der angebrochen, und von der Nacht, die vergangen. Ja, Tag war es in ihm geworden, Tag wird es bleiben, auch wenn er nun schlafen wird. Das friedliche Lächeln wird nicht von seinen Zügen schwinden.

Er dachte an einen, der auch im Römerbrief las, einst, dieselbe Stelle vom Tag und von der Nacht. Aber wie anders hatte den die Stelle berührt! Gar nicht so friedlich und freundlich, erquickend und ermunternd, sondern jäh und gewaltsam einschlagend und aufweckend. Er hatte sie wohl schon öfters gelesen und war aufgestanden und seinen Lüsten nachgegangen, unreinen Lüsten. Aber nun plötzlich in einer Stunde der Selbstbesinnung hatte ers wieder aufgeschlagen: Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen. So laßt uns ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichts! Aber diesmal wars ihm ins Herz gedrungen, ins innerste Mark. Lange hat er darüber gesessen. Die Nacht seines Lebens ist vor seinen Blicken aufgestiegen, groß und finster und drohend, die schwarze Nacht mit den verschwiegnen Kammern und dem unterdrückten Flüstern. Gar nicht lieblich und gewährend klang es ihm mehr. Wüst durch einander klang es, wie Hilferufe und Fluchen und Rachegeschrei. Immer finsterer und gespenstischer, wie Rufen des jüngsten Tages. So eine Stunde hat manchen um die Kraft seines Lebens gebracht. Ihm hat sie Waffen gegeben, daß die Gespenster weichen und die Schatten sich zerteilen und die Nebel sich davonschwingen mußten. Als er aufstand, war er ein andrer geworden. Furchen hat die Stunde in sein Gesicht gezogen und einen unheimlichen Glanz in sein Auge gelegt. Aber mit den Furchen und dem unheimlichen Glanz war er ein andrer geworden, war Augustin geworden, der Mann, der die Waffen des Lichtes geschwungen hat, so kraftvoll und sieghaft, wie keiner, bis zu der Zeit, wo Luther sie in der Klosterzelle wieder fand.

Der Lehrer dachte daran; das Bild war lebendig in seinem Geiste. Aber wie anders wirkte die Stelle auf ihn.

Woher kommt es, daß dasselbe Wort heute vorüber streicht wie Gewitterregen vorm Fenster, und ein andermal trifft, niederwirft, verwandelt und brennt wie Blitzschlag, daß dasselbe Wort den einen so gewaltsam durchschüttelt und den andern schmeichelnd und kosend weckt wie Frühlingsstimmen?

Ich glaube, weil Gottes Reich nicht in Worten steht und Gott nicht durch Worte, sondern durch den Geist herrscht. Der Geist ist es, der uns fortreißen kann wie Sturmes Wucht, der uns erheben kann wie in leichter Luft, der uns vor Gott trägt wie auf Adlers Fittich, der uns erschüttert wie Gespensternacht und weckt wie Tagesanbruch und aufruft wie Frühlingsstimmen. Erst dadurch, daß der rechte Geist in uns ist und spricht zu dem Wort Ja und Amen, wird das Wort Gottes Wort, ein Wort, das unser Herz beherrscht und unser Leben leitet. Gott herrscht allein durch den Geist. Sein Reich erhält, wer seinen Geist in sich faßt.

Es giebt viele Millionen, die sich nach Christi Geist nennen

und auf sein Wort getauft sind. Wie viele, in denen der Geist spricht zum Worte: Ja, du bist Muttersprache und Vaterlandeslaut?

Ich weiß nicht, wie viel es sind. Ich glaube aber, die es sind, die wird der Geist auch nicht ruhen lassen, sondern sie treiben, daß sie rings um sich Himmelreich und Vaterland bauen, die Menschen in das Walten des Heimatgeistes ziehen.

Es ist noch klein, das wahre Reich Gottes auf Erden. Durch uns soll es wachsen. Wir vertrauen darauf zuversichtlich, daß ihm die Zukunft und das Erdreich gehört.

Selig sind die an Geist Armen, um Geist Trauernden, nach Geist Hungernden. Ihnen gehört nicht nur das Himmelreich auf Erden im Herzen. Ihnen, den Geisterfüllten, den Sanftmütigen, Barmherzigen, den Menschen mit reinen Herzen, den Friedestiftern, ihnen ist auch verheißen das vollendete Reich, das für die Menschheit anbricht am Ende der Tage, für den Einzelnen im Tode, in derselben einen zeitlosen Ewigkeit für beide. Der Geist steuert ihr Lebensschifflein, er macht den Tod zum Landungsbrett, das hinübergeschlagen wird ins ewige Land, wenn sie anlegen am Ufer der Zeit.

Erstaunt werden sie sich im Besitz des Erdreichs erblicken, das sie verlassen haben, das sie verlassen durften, weil der barmherzige Gott ihnen die Landung erlaubte am Strande der Ewigkeit. Mit weitgeöffneten Augen treten sie über das Landungsbrett auf ewigen Boden hinüber, Gott schauend von Antlitz zu Antlitz, nicht nur im dunkeln Glase. Sie wallen, sie wandern. Nun stehen sie vor seinem Throne; offne helle Augen. Es ist ihr Vater, der vom Thron aus ihnen die Hand entgegen streckt. Sie sind seine Kinder! Kinder der ewigen Heimat. Bs

---

Die „Sprache Kanaans“

3. Ihr Recht

Und doch hat die Sprache Kanaans auch ihr Recht. Man achte nur auf das, was sie wirklich sein will: sie will die Bibelsprache sein, und ohne die Bibelsprache oder noch genauer ohne die Sprache des Evangeliums kann der Glaube nicht leben. Frühere Zeiten haben es verschuldet, daß man das Wesentliche der Bibelsprache an unrechtem Orte suchte, oder sich wohl gar eine Bibelsprache zurecht machte, die gar nicht die Bibelsprache ist; die rechte Sprache des Wortes Gottes wollen wir auch nicht missen. Es ist einem wissenschaftlich gebildeten Theologen unmöglich, von der einmal gewonnenen geschichtlichen Auffassung des Alten und auch des Neuen Testaments wieder abzusehen. Denn gerade sie erschließt uns die eigne selbständige Erkenntnis der ewigen Wahrheiten und die Anschauung des Lebens, auf dem unser Glaube ruht; aber das lehrt uns erst recht, die Sprache des Evangeliums zu verstehen und zu reden, die die Muttersprache der Menschheit und die Sprache der ewigen Heimat zugleich ist. Die Sprache der Bibel trägt den Charakter ihrer Zeit und ihres Volks an sich; gewiß, Doktor Luther hat sie uns recht deutsch mundrecht gemacht, aber trotzdem ist das fremde Gepräge, das manches an ihr dem modernen Menschen haben muß, dadurch nur verwischt, nicht gänzlich verschwunden. Darum ist es unmöglich, sie ganz zu kopiren. Ein Körnchen Wahrheit ist selbst an der schmachvollen Behauptung antisemitischer Heißsporne, daß die Bibel ein Judenbuch sei. Selbst Luthern judaizet ein Buch in ihr zu sehr. Unser Christenglaube verlangt aber ebenso wenig von uns, daß wir ein Stück unsers echten Volkstums opfern sollen, wie daß wir unsern Verstand daran geben. So kann man sich nicht in die Vergangenheit hineinleben. Es ist Selbsttäuschung, wenn man meint, sein eignes religiöses Empfinden immer ganz in die Worte der Bibel kleiden zu können; aber gerade, wenn man dessen inne wird, erschließt sich uns das ewig Wertvolle im Worte Gottes desto inniger. Wenn die theologische Wissenschaft nur recht getrieben wird, so hat sie hier unmittelbar praktischen Nutzen. Freilich, bequemer ist die andre Art, das Wort Gottes sich zu eigen zu machen; aber es kann nicht wertlos sein, wenn wir den Lebensquell unsers Glaubens

immer unmittelbarer erschließen. Aus ihm müssen wir ja immer wieder schöpfen. Es geht gar nicht anders, wir sind mit unserm Glauben an die Bibel gebunden. Jeder Schritt weg von ihr ist ein Schritt ins ungewisse, leere Nichts. Aber die Bibel ist doch nur die Grundlage für die Entstehung unsers Glaubens; das, was der Glaube von sich selbst zu sagen und zu rühmen weiß, läßt sich nicht an den Wortlaut der Bibel binden.

Also eine geschichtliche Betrachtung des Wortes Gottes ist uns immer die Voraussetzung; erst wenn wir wissen, was das einzelne Gotteswort zu seiner Zeit bedeutete, verstehen wir ja, was es uns oder ob es uns etwas sein will, — auch im Glaubensleben hat das Verstandne mehr Wert als das Unverstandne. Aber dann müssen wir uns immer mehr in die Sprache der Bibel hineinversetzen. Unser Glaube muß ja immer wieder neu entstehen, darum muß er immer wieder zu seiner Grundlage zurückkehren.

Doch auch sonst ist uns für die religiöse Rede eine selbstverständliche Forderung, daß sie biblisch sein müsse. Nicht deshalb, weil gerade an diese Form die Heilswirksamkeit gebunden sei, im Gegenteil, ich kann mir sehr wohl denken, daß ein hochgebildeter Mann von der Wirklichkeit des Christenglaubens erst dann ergriffen wird, wenn ihm darüber in der Sprache der Wissenschaft geredet wird, und die Sprache der theologischen Wissenschaft ist durchaus nicht immer die biblische. Sondern weil die religiöse Rede der ganzen Gemeinde dienen soll, muß ihre Sprache biblisch sein. Die Bibelsprache ist eben nicht die Sprache des Begriffs, sondern die Sprache des Lebens; darum wird sie von allen verstanden. Es wäre aber nun nichts thörichter, als um der Einzelnen willen, die sich an die farblose Sprache der Begriffe gewöhnt haben, die Sprache des Lebens zu verlassen. Wenn die wollen, können sie sich selbst die Anschauung auf die Stufe des Begriffs erheben.

Aber wozu ist denn dann überhaupt die mühselige Arbeit, dem Leben die Farben der Wirklichkeit zu nehmen und in kalten, toten Begriffen von dem Glauben zu reden, der ganz Leben ist? Die Frage könnte man freilich bei jeder spekulativen Wissenschaft erheben, ich will sie darum hier nicht beantworten, sondern kurz sagen: die Wissenschaft ist nun einmal da, will der Glaube allen alles werden, so muß er sich auch in ihr Gewand kleiden können. Daß der Glaube selbst Gewinn davon hat, darauf werde ich gleich zurückkommen. Also giebt es einen doppelten Glauben, einen für die Gebildeten und einen für die Ungebildeten? Einen doppelten Glauben zwar nicht, wohl aber eine doppelte Form vom Glauben zu reden, und warum sollte das nicht sein? Denn so ist es durchaus nicht gemeint, daß der vollkommener im Glauben wäre, der in dieser fortgebildeteren Form über ihn zu reden verstünde. Fortschritte im Glauben vollziehen sich nicht durch Verstandesoperationen, sondern durch sittliche Thaten. Noch heute gilt es oft, daß solches den Weisen und Klugen verborgen ist und den Unmündigen geoffenbart (Matth. 11, 25).

Und trotzdem ist es notwendig oder wenigstens wünschenswert, daß der Geistliche, wenn er auch die Sprache der Bibel redet, die Sprache des Begriffs verstanden hat. Hier kommt eben der unmittelbar praktische Gewinn der Wissenschaft zu Tage. Wer eine Sache am tiefsten verstanden hat, kann am einfachsten von ihr reden. Ja, wenn wir Augenzeugen der Vorgänge wären, die uns das Neue Testament als Grundlage unsers Glaubens schilderte, dann wäre die unmittelbare Wiedergabe das beste Zeugnis; aber in der Lage der Jünger Jesu sind wir nun einmal nicht. Muß man auch den Glauben selbst haben, um von ihm reden zu können, so gehört doch mehr dazu, um von ihm gewinnend zu zeugen, als ihn zu haben. Es erfordert also beides, die Vergegenwärtigung*) vergangner Vorgänge und die Darstellung innerer Erlebnisse, ein sich Versenken in diese Glaubensthatsachen, wobei sie nach den allgemeinen Gesetzen menschlichen Geschehens beurteilt und gewertet werden müssen, kurz, eine wissenschaftliche Thätigkeit, der dann die richtige Darstellung folgen muß. Wie ich das meine, wird ein Bild klar machen: Das zu Tage liegende Erz muß erst in reines Gold umgeschmolzen werden; das ist die Thätigkeit der Wissenschaft. Dieses Gold muß dann zum Gebrauche ausgeprägt werden; das ist die Aufgabe der Praxis; ich weiß nicht, welche Aufgabe leichter ist. Ausgeben soll der Geistliche nur geprägtes Gold, aber womöglich selbstgeprägte Münze, desto unmittelbarer wird der Eindruck sein. Nun wird ja freilich die neugeprägte Münze der noch nicht eingeschmolzenen zum Verwechseln ähnlich sehen, aber das Umschmelzen ist doch eine gesegnete Arbeit. Man giebt das mit ganz andrer Freudigkeit von sich, was man so selbst gewonnen hat. Ist die Sprache des Evangeliums unsre eigne Sprache geworden, warum sollte man sie nicht reden? Die so angeeignete Bibelsprache muß ein jeder rechte Prediger verstehen und reden, mag sie auch der Sprache Kanaans zum Verwechseln ähnlich sehen. Ja, ich gehe noch weiter, dünkts ihm gut, so mag er auch immerhin in der Sprache Kanaans selbst reden. Er wird wissen, wie weit er darin gehen kann, und wird sich vor ihren Absonderlichkeiten schon hüten. Ich sage sogar, es kann ihm um Einzelner in der Gemeinde willen sogar Pflicht sein. Und wenn das dann andern unter seinen Zuhörern nicht gefällt, so kann das ebenso gut an ihnen als an ihm liegen. Vielleicht leben sie noch nicht genug im Evangelium, sonst würden sie den Klang seiner Sprache auch aus der Sprache Kanaans heraushören. Es kommt gewiß vor, daß diesem oder jenem das Evangelium keinen Eindruck macht, weil er sich an der Form stößt, in der es ihm geboten wird; aber es kann auch umgekehrt sein, und so ist es in der Wirklichkeit wohl öfter: man stößt sich an der Form, weil man vom Evangelium selbst nichts wissen will.

Freilich bleibt bei dem Gebrauche der Sprache Kanaans immer eine Gefahr; man sollte nie vergessen, was sie eigentlich ist, und darf sich darum nie ganz und zu unmittelbar an sie hingeben. Dagegen besitzt die geistliche Praxis ihr heilsames Gegengewicht in der theologischen Wissenschaft, die verhütet, daß irgend etwas in der Praxis zur reinen Formel herabsinkt. Darum ist es ein unheilbarer Schade nicht für die theologische Wissenschaft allein, sondern auch für die evangelische Kirche, wenn, wie es jetzt leider oft der Fall ist, Wissenschaft und Praxis feindlich gegenüberstehen. Aber trotz dieser Gefahr bleibt der Sprache Kanaans ihre Berechtigung, und darum darf ich vielleicht auch einmal in ihrer Weise reden: Kanaan ist unsre himmlische Heimat; die rechte Heimatssprache des Christen ist das Gebet. „Das ist Kanaans rechte Sprache, Himmels- und Heimatssprache. Sie recht zu lernen, sitzen wir oft lange in der Schule des Lebens. Sie recht zu können, ist die heiligste Kunst.“ **) Diese Sprache Kanaans wollen wir alle recht oft reden.

O. Baltzer

Zur Lage der evangelisch-sozialen Bewegung

Die Leser der Christlichen Welt haben in der letzten Nummer eine Erklärung des Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses gefunden, die nur wenigen in der Bewegung Stehenden unerwartet gekommen sein wird. Wurde doch der Wellenschlag der öffentlichen Diskussion über Zweck und Ziel der evangelisch-sozialen Bestrebungen immer lebhafter, und hallte doch selbst die Zentralstelle des öffentlichen Lebens, der Reichstagssaal, von wuchtigen Anklagen sachlicher und persönlicher Art gegen den Gang der Bewegung und ihre Träger, Professoren, Geistliche, Schriftsteller und Studenten wieder. Unwillkürlich richteten daher viele den Blick auf das ständige Organ des Evangelisch-sozialen Kongesses, das Aktionskomitee zu Berlin, und erwarteten von dort eine Klärung der Lage; ja, es mehrten sich die Briefe und Anfragen angesehener Freunde, die mit

*) Ich will nicht mißverstanden werden: den Heiland vergegenwärtigt mir der Glaube; aber es will noch mehr als er vergegenwärtigt sein.

**) Aus einer Predigt von Kaiser in dessen sehr empfehlenswerter Sammlung „Für Zeit und Ewigkeit. Predigten auf alle Sonn- und Festtage.“ Vor mir liegt die zweite Auflage, 1886, doch sind seitdem schon neuere erschienen.

allem Nachdruck eine Kundgebung der Zentralstelle forderten, um ihre fernere Stellung zum Kongreß darnach wählen zu können.

Nun ist freilich eine derartige Erklärung, wenn sie sich nicht auf ganz allgemeine Ausdrücke beschränken, sondern Stellung zu aktuellen Fragen nehmen will, bei der Verschiedenartigkeit der Anschauungen, die in der Bewegung vertreten sind, keine leichte Sache. Denn wenn sich auch im Schoß des Komitees durch jahrelange persönliche Berührung über Ziel und Taktik erfreulicherweise eine weitgehende Uebereinstimmung herausgebildet hat, so ist es doch immer noch fraglich, ob eine vom Komitee ausgehende Kundgebung genügenden Anspruch auf Autorität machen kann, um wirklich die erregten Geister zu beruhigen, die zentrifugalen Kräfte zu sammeln und der gesamten Bewegung wieder eine einheitliche und feste Richtung zu geben.

So wenig indessen auch die evangelisch-soziale Reformarbeit zentralisirt ist, und so wenig das Aktionskomitee in der Lage ist, die Schifflein am großen Webstuhl der Bewegung nach eignem Willen und Plan herüber- und hinüberschießen zu lassen, so hat es sich doch bis auf weiteres als Mittelpunkt der Kongreßbestrebungen anzusehen und darf sich daher auch nicht von der Verpflichtung lossprechen, in kritischen Augenblicken und bei entscheidenden Wendepunkten offen und rückhaltlos mit seinem Urteil und Rat vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Daß aber gegenwärtig eine derartige entscheidende Entwicklungsphase eingetreten ist, von deren Verlauf der fernere Charakter, vielleicht die gesamte Zukunft des Kongresses abhängt, das wird niemand leugnen, der die Wetterzeichen des geistigen Lebens zu deuten versteht. Nicht als liefe an und für sich die große, auf soziale Reformarbeit gerichtete Zeitbewegung Gefahr, sich wie eine plötzlich ans Licht getretene, farbig schillernde Luftblase vor dem ersten Windhauche zürnenden Widerspruchs aufzulösen (denn das wäre der Anfang vom Ende); wohl aber mehren sich allerorten die Zweifel, ob wirklich die innere Einheit unter den Evangelisch-Sozialen groß genug ist, um eine Spaltung zu verhindern, und ob nicht die Erscheinungen der letzten Zeit fast mit Notwendigkeit dahin führen müssen, daß sich der eine Teil — nennen wir ihn den rechten Flügel — wieder um die Fahne der ältern, christlich-sozialen Phalanx schart, während der linke Flügel mehr und mehr Fühlung mit der Sozialdemokratie gewinnen würde, um sich schließlich bestenfalls als christliche Nüance dieser Partei eine kurze Zeit lang über Wasser zu halten.

Bei einer solchen Spaltung aber würde offenbar ein großer Teil der Mitarbeitenden leer ausgehen, und um den Evangelisch-sozialen Kongreß würde es geschehen sein!

Soweit sind wir nun zum Glück noch nicht. Denn die Gründe, die zur jetzigen Krisis geführt haben, liegen, soweit sich übersehen läßt, viel weniger in der verschiednen Auffassung über die maßgebenden Grundsätze der Kongreßarbeiten, als vielmehr in der verschiednen Beurteilung der konkreten Tageserscheinungen und Parteien, insbesondre in der sehr wesentlich von einander abweichenden Auffassung über die der politischen Sozialdemokratie gegenüber einzuschlagende Taktik.

So lange die Thätigkeit des Evangelisch-sozialen Kongresses eine rein theoretische blieb, und so lange man sich auf Kongressen und wissenschaftlichen Kursen nur über Fragen der Volkswirtschaft und der religiösen Pflicht, sowie über ihr Verhältnis zu einander unterrichtete und belehrte, so lange blieben diese taktischen Gegensätze natürlich verborgen; sobald aber eine Reihe kräftiger, zur Initiative geneigter Männer vor die Oeffentlichkeit trat und — um ein Delbrücksches Wort zu gebrauchen — mit grimmigem Ernste daran ging, die Konsequenzen ihrer christlich-sozialen Ueberzeugungen zu ziehen, kam auch der bis dahin latente Gegensatz deutlich hervor. Diese Männer empfanden es wie ein verzehrendes Feuer, daß sich inmitten unsrer Nation ein Massenabfall vom Christentum vollzog, den die Kirche nicht zu hindern vermochte; es wurde ihnen unerträglich, daß die Lehre und Liebesthat dessen, der die Mühseligen und Beladnen zu sich gerufen, mit Zöllnern und Sündern zu Tisch gelegen und den Armen die frohe Botschaft des nahenden Himmelreichs verkündigt hatte, Gefahr lief, als eine Religion der Satten und

Selbstgerechten angesehen zu werden; es jammerte sie des Volks, das sich von dem lebendigen Wasser abwandte und in der Irre ging, und darum traten sie mitten unter die murrenden, zweifelnden, von den Sadduzäern unsrer Tage beiseite geschobnen Massen mit jener Glut der Ueberzeugung und mit jenem Liebesdrang, der unwillkürlich mit sich fortreißt — der aber leider nur allzu leicht auch zu ernsten, ja tragischen Konflikten führt, wenn seine Träger glauben, Eifer und Liebesglut könne allein ohne ein klar erkanntes Ziel und ohne besonnene Beurteilung und Wertschätzung der wirklichen Dinge zu Erfolg und gutem Ende führen.

Das mag nun freilich etwas nüchtern und altväterlich klingen — etwa wie ein Sermon Antonios nach einer begeisterten Tirade Tassos —, es beruht aber nichtsdestoweniger auf Erfahrung, und da es sich bei unsern wirtschaftlich-sozialen, ja selbst sittlichen Zeitfragen um sehr greifbare und reale Dinge handelt, so darf es nicht unausgesprochen bleiben.

Gewiß, wir achten und ehren die Ueberzeugungstreue unsrer thatkräftigen Freunde, und wir wissen auch, daß es in gewissen Dingen kein Paktiren giebt. Ein einziges Körnlein Weihrauch von Christenhand vor dem Bilde der römischen Cäsaren in die Opferflamme geschüttet, hätte vielleicht ganze Christengemeinden retten können — aber die Menschheit jubelt noch heute darüber, daß es nicht hineingeworfen wurde! Indessen liegt in unserm Falle die Sache doch anders, und unsre Freunde mögen Folgendes beherzigen.

Wir stehen inmitten einer Bewegung, der mit Ausnahme einiger ängstlichen Kirchenbehörden bisher keine öffentliche Behörde, kein staatliches Organ etwas in den Weg gelegt hat. Aber gerade weil jeder von uns innerhalb dieser Bewegung frei und ungehindert seine Stellung so wählen kann, wie es nach seiner Ueberzeugung der Erreichung der ihm persönlich zufallenden Aufgaben am förderlichsten ist, fällt ihm zugleich die ernste und pflichtmäßige Aufgabe zu, bei seiner Mitarbeit die Fühlung mit der Gesamtheit der Gesinnungsgenossen zu behalten, ohne die ein fördersames Zusammenwirken auf die Dauer nicht möglich ist — mit einem Wort, er muß, die Gleichheit des Ziels vorausgesetzt, auch in Bezug auf die Methode des Vorgehens in geistiger Uebereinstimmung mit den Mitarbeitern bleiben. Thut er das nicht, so ist entweder eine Trennung unvermeidlich, oder die Gegner gewinnen das Recht, seine Haltung als einen Ausdruck evangelisch-sozialer Gesamtanschauung anzusehen und ihre Angriffe nicht gegen ihn persönlich, sondern gegen die Bewegung als solche zu richten.

Aber nicht nur die prinzipiellen Gegner pflegen dies in solchen Fällen mit besondrer Vorliebe zu thun, sondern auch ernste Freunde werden besorgt und beginnen an der innern Einheit der Bestrebungen zu zweifeln, wenn sie in dem Vorgehen Einzelner nicht mehr den Geist zu erblicken glauben, der bisher in der evangelisch-sozialen Bewegung gewaltet und seinen Ausdruck im Kongresse gefunden hat.

Daß dieser Fall thatsächlich heute eingetreten ist, wer will es leugnen? Und was hülfe es, eine Thatsache zu verschweigen, die vor jedermanns Augen liegt?

Schon der letzte Kongreß in Frankfurt a. M. hatte die Geister erregt und hatte das Vorhandensein sehr verschiedner Auffassungen über wirtschaftliche Dinge unter den Kongreßfreunden gezeigt. Die verfrühte Besprechung der ostelbischen Arbeiterverhältnisse, der leider eine Bekanntgebung der Resultate der vom Kongreß veranstalteten Enquete weder vorhergegangen war, noch auf dem Fuße nachfolgte, wirkte weniger überzeugend als aufregend, und da beide Referenten den gleichen, scharf kritischen Standpunkt gegen den Großbesitz vertraten, so war es verlorne Liebesmüh, darauf hinzuweisen, daß eben der Kongreß seiner Natur nach ein Sprechsaal sehr verschiedner wirtschaftlicher Anschauungen sein müsse, sofern sie nur von dem Bestreben getragen seien, eine Lösung unsrer sozialen Wirren und Mißstände auf dem Wege der Reform, also unter Festhaltung unsrer geschichtlichen Entwicklung herbeizuführen.

Eine fernere Differenz schien aus dem Beschlusse des großen Ausschusses, auch den Frauen das Recht aktiver Beteiligung an dem Kongresse zu gewähren, erwachsen zu wollen. Doch scheint es inzwischen dem Einflusse erfahrner Männer mehr und mehr

i gelingen, den drohenden Zwiespalt zu beseitigen. Die be-rgten Freunde sind wohl auch dadurch in etwas beruhigt orden, daß der Ausschuß in seiner Herbstsitzung beschlossen hat, zunächst dem Vorstand anheimzugeben, Frauen zur Teil-ahme an der Diskussion besonders aufzufordern. Dem ent-rechend hat das Aktionskomitee die in der christlichen Frauen-ewegung thätige Vorsteherin der evangelisch-sozialen Frauen-ruppe, Frau Gnauck, aufgefordert, auf dem nächsten Kongreß eben Herrn Hofprediger a. D. Stöcker über die soziale Lage er Frauen zu referiren.

Zu mehrfachen Angriffen haben ferner die in Berlin wie m Rhein und anderswo veranstalteten evangelisch-sozialen Lehr-urse Veranlassung gegeben. Sicherlich freilich ohne zureichenden Grund, wenn man nicht etwa prinzipiell eine Stellungnahme er Geistlichen zu den sozialen, das kirchliche Gebiet aufs engste erührenden Zeitfragen ablehnen oder ihre Mitwirkung bei so-ialer Hilfsarbeit nur etwa im Schoße der katholischen Kirche ulassen will. Gerade derartige Kurse, mögen sie nun gleich em Berliner in einer fortlaufenden Reihe akademischer Vor-esungen mit nachfolgender Diskussion oder in programmatisch eordneten Einzelvorträgen bestehen, werden hoffentlich dem zur Zeit noch vielfach zu beobachtenden Dilettantismus auf wirt-chaftlichem Gebiete, der in der That bisweilen erschrecken kann, nehr und mehr entgegenwirken — mindestens aber eine große Anzahl der Hörer zu eignen Studien anregen, die heute mehr ls je geboten sind.

Eine entscheidende Wendung endlich nahm die wachsende Spaltung der Ansichten unter den Kongreßfreunden mit dem Erscheinen des Naumannschen Wochenblattes: Die Hilfe, in essen Probenummer ausdrücklich gesagt war: „Die Hilfe ar-eitet in der Richtung des Evangelisch-sozialen Kongresses und gründet sich auf das Programm der Evangelischen Arbeiter-vereine.“

Es liegt außerhalb des Zwecks dieser Zeilen, an dieser Stelle näher auf die allgemein bekannt gewordnen, überaus heftigen Angriffe einzugehen, die von der Tribüne des Reichs-tags aus und in der Presse gegen das Naumannsche Blatt ge-macht worden sind, geschweige denn, daß es angezeigt wäre, auf die in diesem Streit laut gewordnen, höchst peinlichen Anschul-digungen der christlich-sozialen Bewegung und ihrer Träger zurückzukommen; es muß vielmehr nur deshalb darauf hinge-deutet werden, um daran zu erinnern, wie stark die Spannung der Geister geworden ist, und wie notwendig es dem Aktions-komitee erscheinen mußte, eine Klärung der Lage herbeizuführen, wenn an eine fernere gedeihliche Wirksamkeit des Kongresses und an ein künftiges Zusammenwirken seiner verschiednen An-hänger gedacht werden sollte.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Erklärung des Aktionskomitees zu beurteilen, die hoffentlich den gewollten Ein-druck auf alle dem Kongresse nahestehenden Kreise nicht verfehlen wird. Zum mindesten wird sie nicht den Schein erwecken, als habe sie durch Kompromisse aller Art mühselig ihre Gestalt bekommen; sie wird vielmehr durch ihre ganze Fassung dafür zeugen, daß sie frisch aus Kopf und Herz entsprungen und ein-mütig von allen Mitgliedern des Komitees gebilligt worden ist.

Sie enthält ein Zweifaches: eine prinzipielle Erklärung und eine Stellungnahme zu dem augenblicklichen Mittelpunkt der Diskussion, zur Naumannschen Zeitschrift: Die Hilfe.

Der programmatische Teil braucht im allgemeinen nicht erläutert zu werden; er ist und bleibt der streng festgehaltene Grund aller evangelisch-sozialen Arbeit und wird, wie wir hoffen dürfen, von allen Freunden gebilligt werden. Eine besondre Färbung gewinnt er nur durch den nachdrücklichen Hin-weis auf die Evangelischen Arbeitervereine, und die Wichtigkeit dieses Hinweises möge die nachstehenden Ausfüh-rungen rechtfertigen.

Die Evangelischen Arbeitervereine sind bekanntlich keine Fachvereine; sie sind überhaupt nicht rein soziale Schöpfungen, sondern im wesentlichen Kinder der evangelischen Diaspora oder doch Vereinigungen, die aus einer noch am christlichen Glauben hängenden evangelischen Industriebevölkerung hervorgegangen sind. Gleichwohl bilden sie unschätzbare Organe auch in sozialer

Hinsicht, denn sie sammeln in ansehnlicher Zahl die an religiöser Weltanschauung und nationaler, königstreuer Gesinnung fest-haltenden Elemente vieler deutscher Arbeiterschaften im Rahmen lebenskräftiger Vereine.

Daß in ihnen naturgemäß die Arbeiterinteressen nach-drückliche Besprechung und Vertretung finden, ist ebenso nütz-lich wie vollberechtigt. Wer das beklagt, und wer etwa davor erschrickt, daß diese Vereine auch einmal in Gegensatz zu den Arbeitgebern treten, vielleicht gar eine Kampfesstellung einnehmen können, der beantworte doch zunächst die Frage, wohin sich wohl ohne einen derartigen Zusammenhalt die einzelnen Arbeiter bei dem Auftauchen kritischer Interessenfragen wenden würden? Doch wohl zur Sozialdemokratie, also zu jener Partei, die — mag sie auch im Westen ein etwas milderes Antlitz zeigen als in Berlin und anderswo — doch sicherlich ihren tötlichen Haß gegen die bestehende Gesellschaft, ihr revolutionäres Endziel und ihren vaterlandslosen Charakter auch dort nicht abgestreift hat, mindestens aber im gegebnen Augenblick sofort bereit sein würde, das alles wieder anzunehmen und praktisch zu bethätigen.

Nun wäre es aber sehr bedauerlich, ja verhängnisvoll, wenn die noch unentschiednen Arbeiter geradezu an die Auf-fassung gewöhnt würden, daß eine kräftige Vertretung ihrer Interessen schließlich doch nur bei der Sozialdemokratie zu finden sei. Soll dies aber verhindert werden, so sind offenbar Staat und bürgerliche Gesellschaft verpflichtet, den arbeitenden Klassen ebenso wie allen andern mit der Not des Lebens ringenden Berufskreisen zu gestatten, ihre auf Sicherung der wirtschaft-lichen und sozialen Lage gerichteten Bestrebungen in Vereinen zum Ausdruck zu bringen, die auf die Voraussetzung und Ueberzeugung hin begründet sind, daß diese Bestrebungen inner-halb der nationalen Volksgemeinschaft durch wachsende Bethäti-gung christlicher Gesinnung und besonnene Reformen ebenso kräftig, ja in Wahrheit weit nachdrücklicher und erfolgreicher gefördert werden können als im Bannkreise einer Partei, deren Bestrebungen zunächst nach dem Zugeständnis ihres größten Dogmatikers zu einer Diktatur des Proletariats, sodann aber nach den Lehren der Geschichte zu persönlicher Gewaltherrschaft und nationaler Zerrüttung führen würden.

Von hohem Interesse waren in dieser Hinsicht die letzten Aeußerungen des Ministers von Berlepsch im Reichstage. Dieser der sozialen Reformarbeit mit wärmstem Herzen zugethane Herr gab im Gegensatz zu andern Rednern unbedingt zu, daß die in den bekannten kaiserlichen Erlassen kundgegebnen sozialen Grund-sätze noch der Verwirklichung harren, erklärte aber zugleich, daß er mit der Ausführung zögere, weil er befürchten müsse, daß jeder staatliche Organisationsversuch der industriellen Arbeiter zur Zeit nur der politischen Sozialdemokratie zu gute kommen und in die Hände arbeiten werde.

Nun wohl, wenn das richtig ist — was folgt daraus? Doch nur, daß es uns zur Zeit noch an einer hinreichend starken, staatstreuen Grundlage, an dem notwendigen Unterbau für spätere Arbeiterorganisationen fehlt, und daß unser eifriges Bestreben darauf gerichtet sein muß, eine derartige Grundlage so bald als möglich zu gewinnen. Was aber ist dazu mehr geeignet als große, ausgedehnte Vereinigungen von Arbeitern, die sich nicht leichten Herzens losreißen wollen von Staat und Gesellschaft, die den sozialen Entwicklungsprozeß seiner religiösen Grundlage nicht entkleiden und das geschichtliche Erbgut unsers volkstümlichen Königtums nicht zu Gunsten einer chimärischen Allerweltsherrschaft preisgeben wollen?

Ist es nun zuviel gehofft, wenn wir Evangelisch-Sozialen an der Ueberzeugung festhalten, daß gerade die Evangelischen Arbeitervereine vorzugsweise dazu berufen sind, den sozialen Versöhnungsprozeß zu vermitteln, daß sie eine Vorarbeit der Arbeiter selbst für dereinstige Erringung korporativer Orga-nisationen mit dem Rechte juristischer Personen bilden?

Ich sage mit Bedacht eine Vorarbeit — nicht das Ziel, weil die Arbeiter dies stets in gewerkschaftlichen Vereinigungen und in Fachgenossenschaften mit staatlichen Rechten erblicken werden. Die Evangelischen Arbeitervereine aber sind keine ge-werkschaftlichen Organisationen, und daß sie es nicht sind, ist zur Zeit ihr Vorzug. Denn gerade dadurch vollzieht sich in

ihnen leichter eine Annäherung der Stände und die gegenseitige Anerkennung berechtigter Interessen; es wächst und reift in ihnen, sozusagen, das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit der verschiednen Berufsstände aus.

Und eben weil das Aktionskomitee glaubt, daß ein derartiger Entwicklungsprozeß weit größere Garantien für den sozialen Frieden und für den Schutz unsrer bedrohten Kulturgüter bietet, als sie eine politische Schutzgesetzgebung oder jener famose Antrag, der die Leugnung Gottes — Horribile dictu — mit 600 Mark strafen wollte, jemals gewähren würden — eben darum will es auch ohne zwingende Nötigung die geistige Gemeinschaft mit Pfarrer Naumann nicht aufgeben, der wie wenig andre dazu befähigt ist, Massen zu gewinnen und zu fesseln, und der in seiner Hilfe ausdrücklich bezeugt hat, auf dem Programm der Evangelischen Arbeitervereine zu stehen und für sie arbeiten zu wollen.

Daß allerdings seine und seiner Mitarbeiter Beurteilung und Wertschätzung der sozialdemokratischen Partei bei sehr vielen Kongreßfreunden auf energischen Widerspruch stößt, darüber wird und darf er sich keiner Täuschung hingeben.

Wir verkennen die Schwierigkeiten der Naumannschen Lage nicht. Er will die der vaterländischen Entwicklung Entfremdeten sammeln und festhalten, aber es fehlt ihm und uns die politische Gemeinschaft, der sich diese schwer zu gewinnenden tüchtigen Männer anschließen sollen, so lange sich nun einmal die evangelisch-sozialen Bestrebungen nicht in politische Parteiform ausprägen lassen. Wohin sollen sie sich auch wenden? Sollen sie etwa nationalliberal oder konservativ, freisinnig oder was immer sonst werden? Dafür fehlt ihnen natürlich jede Voraussetzung, und weil Naumann das weiß, so sieht er es bis auf weiteres ruhig mit an, daß sie bleiben, wo sie sind, ja er bemüht sich sichtlich, ihnen zu beweisen, daß er auch über die Sozialdemokratie vorurteilsfreier denkt als viele, die sie nur aus der Presse und höchstens aus den Büchern ihrer Führer kennen.

Dennoch irrt Naumann damit, denn er nährt dadurch thatsächlich den Irrtum, als handle es sich zwischen der evangelisch-sozialen Reformbewegung und der Sozialdemokratie nur um ein Mehr oder Weniger und nicht um einen fundamentalen Unterschied der Lebens- und Weltanschauung. Gewiß umfaßt die heutige sozialdemokratische Partei viele, die in ihr nur eine Vertreterin der Arbeiterinteressen erblicken und sich weder um Umsturz noch um die Theorien des Zukunftsstaates kümmern; gleichwohl sind sie Wachs in den Händen der Führer und werden tagtäglich mit Haß gegen die angeblich zum Niederbruch reife bürgerliche Gesellschaft genährt. Darum müssen gerade diese noch für die Reform zu gewinnenden Elemente so bald und so gründlich als möglich in eine neue, gesundere geistige Atmosphäre versetzt werden, denn sie sollen den Kern für ein Neues bilden — nenne man das nun eine sozial-monarchische Arbeiterpartei oder wie man will. Solange es eine solche aber nicht giebt, mögen sie sich in Evangelischen Arbeitervereinen zusammenfinden und bei öffentlichen Wahlen ihre Stimmen Männern zuwenden, von denen sie wissen, daß sie — unbeschadet ihrer Parteistellung — fest und treu zur Fahne christlicher Sozialreform halten.

Und was kann der Einzelne — was kann insbesondre Pfarrer Naumann dazu thun? Er kann diesen Männern durch sein Blatt Halt und Führung geben, er kann sie unterrichten und belehren, halten und fesseln, begeistern und überzeugen.

Dazu aber bedarf es der programmatischen Haltung, der sicheren, das Ziel im Auge behaltenden Stellungnahme — die das Blatt bisher nach Ansicht Vieler hat vermissen lassen.

Es ist gewiß kaum nötig, dies nochmals näher zu begründen und hundertfach Gesagtes zu wiederholen. Wir wissen ja alle recht wohl, daß man die entfremdeten Massen nicht durch fromme Sprüche oder gar durch Vertuschung offenkundiger gesellschaftlicher Schäden zurückgewinnen kann; ebenso sicher aber wissen wir auch, daß man das nicht durch Verwischung prinzipieller Gegensätze und durch leicht mißverständliche Aeußerungen über das angeblich verwandtschaftliche Verhältnis zwischen unsern sozialen Reformbestrebungen und der Sozialdemokratie erreichen wird. Am wenigsten aber kann man sicherlich durch Aneignung

der Stichworte und des Geschmacks der Sozialdemokratie zum Ziel gelangen. Wozu also die ohnehin genug erregten Gemüter durch die Gedichte der freiwilligen Arbeiterin noch mehr erhitzen? Wozu die Phantasie der Leser durch das sittliche Nachtstück „Umgestürzt“ in Nr. 5 der Hilfe aufregen? Giebt es keine gesundere Nahrung für den tüchtigen, bildungsbedürftigen Leserkreis der Hilfe?

Wir gehören nicht zu den Aengstlichen! Mag Naumann immerhin mit Kraft und Nachdruck die Schäden unsrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schäden aufdecken, und mag er mit Ernst und Sachkunde auf den Weg zu Reformen hinweisen — das ist seine Aufgabe und sein selbst gewählter Beruf! Aber wenn er ganz innerhalb der evangelisch-sozialen Bewegung stehen will, so muß er zugleich den Mut haben, dem Volke zu zeigen, daß es in unserm nationalen Gemeinwesen neben den brennenden Tagesinteressen auch reiche Schätze unsrer geschichtlichen Entwicklung zu schützen giebt, daß das Bild unsrer Kultur neben tiefem Schatten auch helle Lichtseiten zeigt, und daß der Kern der bürgerlichen Gesellschaft nicht faul und verkommen, sondern vielleicht kräftiger und entwicklungsfähiger ist als jemals; er muß mit der ihm eignen Anschaulichkeit darauf hinweisen, daß die unchristliche Ueberschätzung irdischer Genußgüter allen Ständen eigen ist, daß das nagendste Uebel der Menschheit, die sittliche Verschuldung, keineswegs nur auf Seiten der Begüterten zu finden ist, und daß die von der Sozialdemokratie verlachten bürgerlichen Tugenden der Genügsamkeit, der Sparsamkeit und des ökonomischen Vorwärtsstrebens keineswegs zum Urväterhausrat vergangener Zeiten gehören, sondern daß nach christlicher Ordnung das persönliche Verantwortlichkeitsgefühl für die eigne Lebensstellung niemals durch soziale Ordnungen aufgehoben, vielmehr durch sie gehoben, gestärkt und zu ungehinderter Entfaltung gebracht werden soll.

Lenkt das Naumannsche Blatt völlig in diesen Gedankenkreis ein, und giebt es neben dem vielerlei Köstlichen, was es schon geboten hat, weitere gesunde Nahrung für Kopf und Herz seines Leserkreises, so wird es bald zu einem Organ anwachsen, das seine Bedeutung und sein Programm in sich selbst trägt, und zu dem sich die Freunde des Evangelisch-sozialen Kongresses bald ohne Vorbehalt werden bekennen dürfen.

Robbe

Konfessionsstreitigkeiten in Sicht

Aus dem Großherzogtum Hessen

1

In unsrer Landeskirche scheint sich leider die Aussicht zu eröffnen, unerquickliche innerkirchliche Händel, die man seit zwanzig Jahren als beigelegt und vergessen betrachten konnte, wieder aufleben zu sehen. Für die neu gewählte, in kurzem zum erstenmale zusammentretende Landessynode hat der Synodalabgeordnete Oberpfarrer D. Dieffenbach aus Schlitz eine Interpellation an das Kirchenregiment angekündigt, die Wahrung der konfessionellen Rechte in der Landeskirche betreffend. Die Anfrage geht dahin,

„aus welchen Gründen hohes Kirchenregiment den § 1 der Kirchenverfassung, wonach die lutherischen, reformirten und unirten Gemeinden kirchenregimentlich unbeschadet des Bekenntnisstandes der einzelnen Gemeinden vereinigt sein sollen, nicht ganz und voll zur Geltung bringt und als Norm der kirchlichen Regierung behandelt.“

Die konfessionelle Lage in unsrer Landeskirche ist eine ganz eigne, wie sie vielleicht in gleicher Weise in keinem andern Lande sich wiederfindet (die nächste Verwandtschaft bietet Anhalt). Unser Großherzogtum stellte zur Zeit seiner Entstehung im jetzigen Umfang, anfangs dieses Jahrhunderts, ein Konglomerat der verschiedenartigsten Gebietsteile dar. Groß war die Verschiedenartigkeit zumal auf dem kirchlichen Gebiete. Das althessische Land war lutherisch, die neuen Landesteile zählten neben den Katholiken viele reformirten Einwohner. Alle Unterthanen, soweit sie evangelisch waren, traten alsbald unter das Kirchenregiment

des neuen Landesherrn und seiner landeskirchlichen Behörden. Die Folge war, daß sich allmählich, und zwar verhältnismäßig rasch und ohne besondre Schwierigkeiten, eine Verschmelzung der evangelischen Konfession vollzog. Die Gemeindeangehörigkeit wurde allgemein von dem Wohnsitz, nicht mehr von der besondern Konfession der Einzelnen abhängig gemacht, die Abendmahlsgemeinschaft kam ohne Ausnahme in Brauch, bei der Anstellung der Geistlichen schwand die Rücksichtnahme auf die Konfession als trennendes Prinzip. Seit 1817 fand die Union in weitem Umfange Eingang. Dies allerdings nicht in der Weise, daß eine rechtsförmige, das ganze Land umfassende Unionsschließung stattgefunden hätte. Dazu kam es nur in der Provinz Rheinhessen. In den rechtsrheinischen Provinzen trug die Unionsschließung einen örtlichen Charakter, d. h. sie erfolgte nach und nach überall da, wo Gemeinden verschiedner Konfession an einem Orte neben einander bestanden, anfangs an vielen Orten ohne urkundlichen Abschluß, später seit 1822 durch eine Reihe von örtlichen Vereinigungsurkunden, die letzte davon war die für Offenbach im Jahre 1848. Auf diese Weise ist die Konfessionsvereinigung mit verschwindenden Ausnahmen überall zum Abschluß gekommen, wo die örtlichen Verhältnisse darauf hinwiesen. An den übrigen Orten geschah nichts.

Unter den beschriebnen Verhältnissen erging am 6. Juni 1832 das Edikt, die Organisation der Behörden für die evangelischen Kirchenangelegenheiten betreffend, wodurch das noch bestehende Oberkonsistorium ins Leben gerufen wurde. Es behandelt die Gesamtheit der evangelischen Gemeinden des Landes als eine einheitliche Kirchengemeinschaft. Sie heißt die evangelische Kirche des Großherzogtums; es wird von ihr gesagt, daß sie die lutherische, die reformirte und die durch gegenseitige Uebereinkunft unirte Konfession umfasse. Weiter ist von dem Konfessionsunterschied nicht die Rede, die Leitung und Verwaltung der Kirchenangelegenheiten ist eine gemeinsame und einheitliche, die Behörden erscheinen durchweg nur als evangelische, so auch die Superintendenten und Dekane; bei der Abgrenzung der kirchlichen Bezirke wurde auf die Konfession keine Rücksicht genommen, die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen war eine gemein-evangelische, was namentlich bei der Errichtung des Predigerseminars zu Friedberg im Jahre 1837 zu Tage trat: der Besuch der Anstalt ist für alle Kandidaten des Landes verpflichtend, die Sonderkonfession kommt weder in den Statuten des Seminars noch bei der Auswahl und Berufung der Professoren in Betracht. Gleichermaßen war und ist das Ordinationsformular, das im Jahre 1860 eingeführt wurde, gleichlautend für alle Kandidaten ohne Unterschied. Eine Anzahl hochkonservativer Kirchenpatrone legte Verwahrung dagegen ein und forderte für die lutherischen Kandidaten eine gesonderte Ordinationsverpflichtung auf die lutherischen Bekenntnisschriften, wurde aber von dem Ministerium des Innern — damals noch der höchsten Kirchenregimentsbehörde — abgewiesen. Es war noch zur Zeit des Ministers von Dalwigk.

2

So standen die Dinge, als 1873 die außerordentliche Synode zusammentrat, aus deren Beratungen die im folgenden Jahr erlassene, jetzt in Geltung stehende Kirchenverfassung hervorgegangen ist. Der Umschwung, der inzwischen auf dem Gebiete der Theologie stattgefunden hatte, war auch an Hessen nicht vorübergegangen. Neben einer vermittelnden Richtung hatte sich eine streng orthodoxe, lutherisch-konfessionelle Partei gebildet, als dritter war der Protestantenverein auf dem Plan. Sobald der Gedanke einer Synode und einer Reform der Kirchenverfassung in Sicht kam, traten die Gegensätze von den verschiednen Seiten scharf neben und gegen einander hervor. Das schwierigste Problem, das von der erwarteten Synode seine Lösung forderte, war das der Union und Konfession in der Landeskirche. Hier standen die Forderungen der Konfessionellen und der andern Richtungen, die von der Union nicht lassen wollten, in scharfem Gegensatz. Es kam zu Auseinandersetzungen, die teilweise einen schroffen, ja gereizten Ton annahmen. Als die Synode nach Ueberwindung mannichfacher Schwierigkeiten endlich zusammentrat, bildeten die Konfessionellen eine an Zahl schwache, an geistigem Wert immerhin nicht zu verachtende Minderheit. Ihr Führer war derselbe Oberpfarrer Dieffenbach, der auch heute wieder als der Wortführer der konfessionellen Partei dasteht. Die Anträge der Minderheit gingen auf eine Verfassungsgestalt der Landeskirche hinaus, die nicht weniger als den grundmäßigen Umsturz des gesamten, damals seit einem halben Jahrhundert oder länger bestehenden kirchlichen Zustandes bedeutet haben würden. Es würde ein Zustand gewesen sein, der in merkwürdiger Weise mit der Verfassung zusammentraf, wie sie zur Zeit in dem kasselischen Hessen auf Grund der Presbyterial- und Synodalordnung von 1885 besteht. Es wurde gefordert die Zerteilung der Landeskirche in drei getrennte Kirchengemeinschaften, lutherisch, reformirt, unirt, unter einem gemeinsamen Kirchenregiment, das die drei Konfessionen in sich zusammenfaßt. Nur waren die Voraussetzungen in den beiden Nachbarländern sehr ungleicher Art. Die Verschmelzung der Konfessionen war im kasselischen Hessen bei weitem nicht in dem Grade durchgedrungen wie in dem Großherzogtum. Während dort die Konföderation der drei getrennten Kirchengemeinschaften als der naturgemäße Abschluß der bis dahin verlaufenen Entwicklung und insofern als wohl berechtigt erscheint, würde diese bei uns im Großherzogtum nur mit gewaltsamer, ja gewaltthätiger Zurückschraubung um viele Jahrzehnte möglich, daher der großen Mehrheit unverständlich, unerwünscht, höchst wahrscheinlich gar nicht ausführbar gewesen sein.

Die Minderheitsanträge wurden nicht ohne harte Kämpfe schließlich von der Synode mit voller Bestimmtheit zurückgewiesen. Die Landeskirche erscheint in der von der Synode angenommenen Verfassung als eine „evangelische" schlechtweg mit dem Zusatz, daß sie die lutherischen, reformirten und unirten Gemeinden des Landes umfasse. Die Gemeindezugehörigkeit wird für alle Evangelischen lediglich von dem Wohnsitz in der betreffenden Gemeinde abhängig gemacht (§ 5). Die Abendmahlsgemeinschaft wird gewährleistet (§ 10). Die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen erfolgt ohne Rücksicht auf die besondre Konfession, in gleicher Weise werden die kirchlichen Vertretungskörper bis hinauf zur Landessynode gebildet und wird die landeskirchliche Behörde besetzt, desgleichen die Dekanate abgegrenzt. Mit allem diesem hat die Kirchenverfassung keine neuen Institutionen geschaffen, sondern nur das, was seit langen Jahren — teilweise nur erst herkömmlich — in Bestand war, gesetzlich gemacht. Die Kirche des Landes trägt einen ungeschieden evangelischen Charakter. Sie ist der Sache nach unirt, wenn auch der Ausdruck auf die Landeskirche als solche nicht angewandt, sondern nur auf die Gemeinden beschränkt wird, bei denen eine urkundliche Unionsstiftung stattgefunden hat.

3

Dabei aber bestand die einmütige Ueberzeugung, daß irgend etwas von Gewalt oder Nötigung den Lutherisch-Konfessionellen gegenüber in keiner Weise geübt werden dürfe. Es gingen dort hin und wieder unheimliche Vorstellungen um von den Wirkungen, die die in Aussicht stehende Synodalverfassung mit ihrer Majoritätenherrschaft nach sich ziehen werde, und wie alsdann der schrankenlos gebietende „Herr Omnes" — so sagte man gern mit einem von Luther entlehnten Kraftausdruck — alles nivelliren und über den Haufen werfen werde. Es war das ernste Bemühen bei den Freunden der neuen Ordnung der Dinge, allen Besorgnissen dieser Art auf der konfessionellen Seite den Boden zu entziehen. Diesem Interesse entsprach der Zusatz, der in § 1 der Verfassung gemacht wurde: Die Landeskirche umfaßt die lutherischen, reformirten und unirten Gemeinden des Landes unbeschadet des Bekenntnisstandes der einzelnen Gemeinden. Den Sinn der Formel erläutert die Verfassung dadurch, daß unmittelbar darauf in Klammern auf eine Reihe von unten folgenden Paragraphen verwiesen wird. Diese sind dadurch offenbar als die kenntlich gemacht, in denen die zugesagte Sicherung des Bekenntnisstandes gegeben sei (§§ 3. 9. 26. 27. 107. 108. 115). Es sind lauter solche Verfassungsbestimmungen, die den Einzelgemeinden Recht und Macht geben, konfessionelle Besonderheiten, auf die sie Wert legen, in voller Sicherheit zu besitzen und sich zu erhalten. § 3 enthält die

Bestimmung, daß in Sachen der Lehre und des Kultus keiner Gemeinde etwas wider ihren Willen aufgedrungen werden darf. Von diesem Paragraph sagt der Ausschußbericht der Mehrheit:

Er giebt den Gemeinden die Möglichkeit, diejenigen konfessionellen Eigentümlichkeiten, auf die sie Wert legen, sich zu bewahren und zu erhalten, ohne besorgen zu müssen, durch eine andersgesinnte Mehrheit überstimmt zu werden. Ohne den Schutz des § 3 würde die konfessionelle Minderheit der Landeskirche mit Recht klagen können, daß sie majorisirt oder bedrängt werden solle.

§ 9 giebt einem Gemeindeglied, das der besondern Konfession seiner Pfarrei nicht angehört, das Recht, seine Einpfarrung in eine Pfarrei seiner Konfession zu fordern. Als Organ zur Ausübung des Ablehnungsrechts des § 3 wird in § 26 die Gemeindevertretung bezeichnet. § 27 legt der Einzelgemeinde das Recht bei, Gemeindestatuten in Bezug auf Lehre und Kultus sowie auf andre Gegenstände des kirchlichen Lebens zu errichten, wozu der Ausschußbericht bemerkt:

Man will durch die vorgeschlagne Einrichtung der Einzelgemeinde die Möglichkeit eröffnen, sich innerhalb des Rahmens der landeskirchlichen Einheit solche Institutionen zu geben oder zu erhalten, die ihr einen spezifisch konfessionellen Charakter aufdrücken oder eine gewisse Sonderstellung anweisen.

§ 107 nimmt von den Gegenständen der landeskirchlichen Gesetzgebung das Bekenntnis ausdrücklich aus, § 108 gewährleistet auch der kirchlichen Gesetzgebung gegenüber den Gemeinden das Ablehnungsrecht in Sachen der Lehre und des Kultus. § 115 verpflichtet den Geistlichen zur Beobachtung der in seiner Gemeinde bestehenden Ordnungen, entzieht also die etwa vorhandnen besondern konfessionellen Ordnungen, z. B. in Bezug auf den Gottesdienst, seiner Willkür.

Dergestalt gewährleistet die Kirchenverfassung den Bekenntnisstand der Einzelgemeinden innerhalb der Landeskirche.

Ihr Grundsatz ist — nach dem Ausdruck des Ausschußberichts —: „der Konfession, die als konstitutives Prinzip in der Verfassung nicht wieder eingeführt werden kann, überall da Gewähr und Sicherung zu geben, wo man sich im Gewissen daran gebunden fühlt. Mit andern Worten, man will die Konfession nicht als Gesetz denen auferlegen, die sich diesem Gesetz nicht unterwerfen können, wohl aber überall da, wo konfessionelles Leben wirklich vorhanden ist, ihm Freiheit gewähren und geordnete Bahnen anweisen."

Neuerdings tritt noch hinzu das Kirchengesetz vom 17. November 1888 über die Besetzung der Pfarrstellen, das in seinem § 3 bestimmt, daß vor dem Ausschreiben einer erledigten Pfarrstelle jedesmal der Kirchenvorstand mit seiner Aeußerung über den kirchlichen Zustand der Gemeinde und über das Vorhandensein besondrer bei der Besetzung zu berücksichtigenden Verhältnisse und Bedürfnisse vernommen werden soll. Es steht also dem Kirchenvorstand frei, sich dahin zu erklären, daß die Gemeinde als eine lutherische einen bekenntnistreuen lutherischen Pfarrer zu haben wünsche, und diese Erklärung ist dann für die Behörde bindend.

4

Die Kirchenverfassung trat 1876 ins Leben und der Konfessionsstreit kam zum Schweigen. Man schien auf lutherischer Seite durch die Zusicherung „unbeschadet des Bekenntnisstandes" befriedigt. Die Vertreter der konfessionellen Partei, mit ihrem redekundigen Führer an der Spitze, erschienen nach einander auf vier Landessynoden und nahmen an deren Arbeiten eifrig und erfolgreich Anteil. Das Verhältnis zu den übrigen Richtungen gestaltete sich zu einem durchaus friedlichen und freundlichen. Irgend welche konfessionelle Beschwerden waren nicht bekannt. Der Interpellant selbst bezeugt im Eingang seiner Interpellation:

Man läßt die lutherischen Pfarrer gewähren, wir können ganz ungestört unser Amt dem Bekenntnisse gemäß verwalten.

Noch weniger zeigte sich ein Gefühl von Unzufriedenheit oder Mißbehagen auf Seiten der Gemeinden. Von den oben dargestellten Sicherungsvorschriften der Kirchenverfassung ist in den zwanzig Jahren bis dahin nicht ein einziges Mal Gebrauch gemacht worden.

Da beim Eintritt in die fünfte Synodalperiode erschallt mit einem male wieder der konfessionelle Kampfruf in der Dieffenbachischen Interpellation. Der Interpellant erklärt „mit lebhaftem Bedauern," daß die zugesicherte Wahrung des Bekenntnisstandes nicht in genügendem Maße gehandhabt werde. Man lasse zwar die lutherischen Pfarrer ungestört ihr Amt verwalten, aber man läßt auch die Pfarrer gewähren, die lutherischen Gemeinden anders lehren, als das lutherische Bekenntnis vorschreibt. Dieses „Gewährenlassen" ist das Unrecht, das Dieffenbach bekämpft. Hier tritt der tiefgreifende Widerstreit in den Grundanschauungen zu Tage, der durch alles, was bisher geschehen ist, nicht hat überwunden werden können. Das „Recht einer jeden Konfession," das der Interpellant gewahrt wissen will, ist in Wahrheit nicht ein Recht, das von lebendigen Menschen geltend gemacht und zu behaupten wäre, sondern eine Pflicht, deren Erfüllung von dem Kirchenregiment überwacht werden muß, eine Pflicht der Geistlichen und weiterhin auch der Gemeinden. Die Geistlichen sind gezwungen, sich in ihrer Amtsführung streng an die dogmatischen Besonderheiten der Konfessionen zu binden, die Gemeinde soll sich dafür halten, daß bei ihr ein andrer Glaube gelte, als bei Evangelischen andern Bekenntnisstandes, z. B. in einer der seit dem siebzehnten Jahrhundert lutherischen althessischen Pfarreien ein andrer als in der benachbarten vormals pfälzischen oder solmsbraunfelsischen reformirten Pfarrei. Ist das alles dem christlichen Volk heutiger Tage in Vergessenheit geraten und unverständlich geworden, was liegt daran? Das Recht der Konfession muß gewahrt werden. Die Zeit, wo man sich begnügte, das eigne konfessionelle Recht zu schützen, ist vorüber, der Augenblick ist gekommen, angriffsweise vorzugehen.

Zum Schluß zählt der Interpellant eine Reihe von konkreten Punkten auf, wo seiner Meinung nach eine Beseitigung des bestehenden Zustandes zunächst notwendig sei. Es ist 1. die Besetzung der theologischen Fakultät zu Gießen und des Predigerseminars zu Friedberg, hier sei das lutherische Bekenntnis nicht genügend vertreten; 2. die Besetzung der Pfarrstellen mit Pfarrern und Vikaren, hier werde

„die Konfession der Gemeinden und der Pfarrer nicht voll und ganz berücksichtigt, es komme vor, daß lutherische Kandidaten in reformirte oder unirte Gemeinden gesandt werden und umgekehrt."

3. bei der Besetzung der Lehrerstellen an den Volksschulen werde gleichfalls der Konfession keinerlei Rechnung getragen; eine Beeinträchtigung des konfessionellen Rechts liege endlich auch darin, daß Gemeinden und Pfarrer amtlich einfach als „evangelisch" bezeichnet werden. Eine Berufung von Professoren steht für absehbare Zeit nicht in Aussicht; was die Gießener Hochschule betrifft, so entzieht sich diese ohnehin dem Einfluß der Synode. Eine Zerteilung der Kandidaten und der noch nicht fest angestellten jüngern Geistlichen in drei konfessionelle verschiedne Abteilungen würde eine dreifach verschiedne Ordination und diese drei verschiedne Ordinationsformulare voraussetzen, was nur auf dem Wege der Kirchengesetzgebung durch Synode u. s. w. zu erreichen wäre. Die Scheidung der angehenden Lehrer nach den Konfessionen wäre Sache der Schulbehörde, einem darauf gerichteten Ansinnen wäre von dieser Seite eine deutliche Abweisung sicher. Eine Umgestaltung der amtlichen Benennung der Gemeinden und Pfarreien endlich würde ohne Befragung der Gemeinden, also Mitwirkung der Synoden, schwerlich durchführbar sein.

Aus dem Gesagten läßt sich ein ungefährer Schluß darauf ziehen, was wir zu erwarten hätten, wenn das Kirchenregiment der ihm gewordnen Anregung nachgeben wollte. Und die von dem Interpellanten verzeichneten Wünsche bilden nur erst den Anfang eines ohne Zweifel noch viel umfassenderen Programms. So viel ist zweifellos, daß ein Versuch ihrer Verwirklichung, so weit sie in den Bereich der kirchlichen Gesetzgebung fallen, nicht möglich wäre ohne tiefgreifende Erregung und vielseitigen Widerspruch. Wir gingen einer Zeit unerquicklichen, wohl gereizten innern Haders entgegen, nicht erwachsen aus lebendigen, in der Wirklichkeit fühlbaren Interessen, sondern aus dem doktrinären Eifer für einen abstrakten Rechtsstandpunkt. Und das zu einer Zeit, wo Aufgaben des kirchlichen und christlichen Volkslebens vom höchsten Ernste das einmütige, zielbewußte Zusammenwirken aller lebendigen Kräfte in der evangelischen Christenheit herausfordern. Man denke an die Stellung der

[K]irche in den sozialen Kämpfen der Zeit, an den Kampf gegen [R]om. Die Interpellation ist ein Zeichen der Zeit, und darin [li]egt ihre Bedeutung. Die Lorbeeren der Berliner General[s]ynode lassen verwandte Geister nicht zur Ruhe kommen. [M]an muß das Gebahren geradezu als unverantwortlich bezeichnen. [M]öge der Interpellation als Antwort ein deutliches und un[m]ißverstehbares Non possumus entgegen tönen.

Karl Köhler

Henrik Ibsen und das Gesetz der Umwandlung

1. Früheres; 2. Klein Eyolf

1

Als man durch die künstlerischen Darstellungen eines kon[st]ruirten Lebens übersättigt war, erwuchs aus dem Ueberdruß [a]n der Unnatur die Ueberschätzung der Natur. Man folgte der [n]aturwissenschaftlichen Strömung und begann, die Dinge, Zu[st]ände und Erscheinungen des Lebens zu spezialisiren.

An Stelle der Konstruktion trat die Induktion. Was [n]icht bewiesen werden konnte, war nicht vorhanden. Daher die [z]unehmende Vereinfachung des Menschen in der Litteratur. Er [s]chien nur ein Produkt der Natur zu sein, wie die Pflanze, [d]er Vogel; denselben Gesetzen des Werdens und Vergehens [u]nterworfen, des Blühens, Reifens und Faulens. Keine Ver[a]ntwortung quälte, keine Schuld drückte ihn mehr. Nur die [N]aturgesetze waren es, das harte Stoßen der Sachen im Raume, [d]as ihn zermalmte oder den Untergang bereitete. Deshalb [w]andte man sich mit Vorliebe der Schilderung schlichter, ein[f]acher Naturen aus dem Volke zu, Fischern, Arbeitern, Bauern, [i]n denen die elementaren Seiten des Daseins die hervor[s]techendsten Züge waren. Man übertrug die so vereinfachten [M]enschen, die nur von gewaltigen Leidenschaften und deren [B]efriedigung wußten, auf den Kulturmenschen, bis er all[m]ählich einschrumpfte zu einer Eintagsfliege, die nichts kannte [a]ls spielen im Sonnenschein, sich ihres sinnlichen Daseins freuen, [i]n ihren Naturtrieben ausleben oder untergehen. Man über[s]ah, daß man über all diesen Einzelheiten den ganzen Menschen [v]erloren hatte, daß zum Menschsein nicht nur Leib und Seele, [s]ondern auch Geist und Gewissen gehört. Die ganze schöne Welt der Uebersinnlichkeit war zerschlagen. Als Gesamtheit lag [s]ie in Trümmern. Man klagte nicht einmal über die verlorne Schöne. Man wußte es ja viel besser. Zustände, Erlebnisse, Erfahrungen, über die man früher den Schleier gebreitet, wurden in das grelle Tageslicht gestellt und ohne Scheu be[t]rachtet. Man studierte im Freilicht. Man glaubte die Wirk[l]ichkeit darzustellen, wenn man Augenblicksmomente herausgriff, einzelne Seelenstimmungen festhielt und unheimlich natürlich gestaltete. Wie sich bei dieser Methode in der Malerei, in dem Trugsonnenschein der Wirklichkeit die einzelnen Züge des Menschenantlitzes verwischten, man helle und dunkle Flecken malte und es naturwahr nannte, das geistige Wesen der Persön[l]ichkeit in Zufälligkeitsmomente setzte und es darüber verlor, so auch in der Poesie. Einzelregungen des Seelenlebens, von denen sich der Mensch früher kaum Rechenschaft gegeben, wurden nun mikroskopisch untersucht. Weg mit dem Schein und der Lüge! Welche Blasen da zerplatzten, welcher Schmutz an die Oberfläche gekehrt wurde, wir wissen es alle. Aber Einzelheiten des Seelenlebens vibrirten in unheimlicher Lebendigkeit und stiegen in überzeugender Gegenständlichkeit vor uns auf. Abgerissene Konturen, Ausschnitte aus dem Leben erschienen in Gluten getaucht, in Farben gemalt, wie man sie früher nie gesehen. Man verstand das Seelenleben in allen Schattirungen und Schwingungen und hatte darüber verlernt, was die großen Dichter vergangner Zeiten erst groß gemacht.

Da kam aus den Nordlanden, the inky cloak um die Schultern, schweres, undurchdringliches Gewölk über dem Haupte, der Grübler, der Zweifler, der Nörgler, der Fragesteller, der Herzenskündiger. In den Farbentopf der neuen Schule tauchte er den ätzenden Stift und schrieb sein Menetekel an die Wand.

Ibsen zeichnete die Menschen, wie er sie gehen und stehen sah in der Alltäglichkeit. Er blickte ihnen aber auch ins Herz und sagte, welche Zerrissenheit er da geschaut. Er sah sie bluten im Zusammenstoß mit den sozialen Mißständen, Lügen, Unvollkommenheiten. Und er deckte die Ungerechtigkeiten, ja die Unhaltbarkeit dieser Zustände schonungslos auf. Aber er that mehr. Er zeigte durch die nunmehr jede Stimmung auffangende Darstellungskunst, daß noch andre Kräfte im Menschen lägen wie in den Knospen und Blüten der Natur — er überführte sie von Sünde und Schuld — er gab ihnen das verlorne Gewissen zurück.

Soweit schien seine Kraft zu reichen, nicht weiter. Auf Schuld und Sünde folgte unabweislich Untergang — äußerlich oder innerlich; als Sühne beabsichtigt und in neue Sünde verstrickend. Man denke an Rosmersholm und an das widerwärtigste seiner Dramen „Hedda Gabler.“ Sie ist in bewußter Ueberlegung und „Freiheit“ ihre Ehe mit dem braven, ahnungslosen Tesman eingegangen, um sich aus ihrem vergangnen Leben zu retten. Aber die Maschen des Netzes, das diese Vergangenheit um sie gewoben hat, kann sie nicht zerreißen. Es verstrickt sie nur in neue furchtbare Sünde und zieht sie mit hinein in den Untergang dessen, den sie dem Verderben und Tode entgegenjagt, um sich selbst und eine ehrbare Zukunft sicher zu stellen. Und das in dem Moment, wo er sich aus dem Schlamm seines Lebens auf edlere Weise herausgerafft hat als sie. Bei aller darin zu Tage tretenden Verworfenheit ein erschütterndes Exempel von der weiterspinnenden, todbringenden Macht der Sünde.

Ist es aber nicht schon etwas, den Sitz des Uebels zu kennen und zu wissen, woher es entstand? Und mehr — vor keiner Konsequenz der Wahrheit zurückzuscheuen, selbst wenn sie den absterbenden Gliedern todbringend wäre? Die neuen wissenschaftlichen Entdeckungen haben die alte schöne Welt zerschlagen. Auf immer weitere Gebiete greifen ihre Folgerungen über; unwiderleglich, unabweisbar. Was macht den Kampf von beiden Seiten so heftig, als das Gefühl, daß die alte und neue Weltanschauung mit einander ringen? Was macht die Gestalt des Baumeisters Solneß zu einer so tragischen, wenn nicht seine Angst „vor dem Emporkommen der Jugend,“ der die Zukunft gehört, und gegen deren Ansprüche er sich mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln zur Wehr setzt? Ein Mann der Uebergangszeit. Die herabfallenden Fetzen seines verlornen Kinderglaubens um die Schultern, die er festhalten möchte, obwohl sie ihn hindern, denn er weiß dafür keinen Ersatz. Harte Worte auf den Lippen, im Herzen ein weiches Sehnen und auf der Brust die „große hautlose Wunde.“ Schuldbewußt neben der Gattin, deren Leben er zerstört zu haben glaubt, weil ihr Haus in Flammen aufging, obwohl ohne sein Dazuthun. Aber früher hat er gewünscht, es möchte niederbrennen, um ihm Gelegenheit zu neuen Bauten, zu Ruhm und Ehre zu geben. Und doch trauert sie nicht um die dabei verlornen Kinder, „deren Tod war ja eine Schickung“! — nur um die verbrannten alten Spitzen, ihr Geschmeide und — die Puppen aus ihrer Kinderzeit! Sie spricht immer von ihren Pflichten gegen ihn, während sein Gewissen aufschreit, daß er ihr gegenüber nicht mehr erfüllen kann als seine Pflicht. Ja, er hat ein Gewissen — endlich einmal wieder ein ganzer, voller Mensch; und sein Gewissen, zart und fein, ist so lebendig, daß es mächtig wird über all die herrschsüchtigen, tyrannischen, leidenschaftlichen Regungen dieses Gewaltmenschen, daß es ihn bezwingt und tötet.

Unser Theaterpublikum, gewöhnt, sich mit Trebern zu sättigen und hinter jeder Symbolik einen Kalauer zu wittern, lachte bei der Berliner Erstaufführung, als Solneß zu seiner Frau von seinen Schulden ihr gegenüber sprach. Was wissen sie noch von Gedankenschuld?

Sein heiß nach Liebe und Hingebung begehrendes Herz übt eine fast elementare Gewalt auf solche Naturen aus, die dessen fähig wären. Das hat vor Jahren Hilde Wangel empfunden, die wir schon aus der „Frau vom Meere“ als besonders liebebedürftig kennen. Damals sehnte sie sich nach dem Herzen ihrer Stiefmutter. Ihre Phantasie ist erfüllt von der düstern, gewaltigen Persönlichkeit des Künstlers, und sie hat diesen Eindrücken nachgegeben, bis sie alle Herrschaft über sich

verloren hat. Sie glaubt von ihm gerufen zu sein, und nun ist sie „gespannt“ — denn nur das Spannende reizt sie —, ob er sie, wie die alten Wikinger ihre Frauen, als einen Raub davontragen werde. Dies willenlose Beherrschtwerden vom Phantasieleben muß ein spezifisch nordländischer Zug sein. Wir sehen es bei Hamlet, aber bei keiner Gestalt zu solcher Höhe anwachsen wie bei Macbeth, dem es zum Schicksal*) wird, alles, was ihm seine Phantasie als Möglichkeit vorspiegelt, schon als vollbrachte That zu erblicken, sodaß die äußere Handlung eher traumhaft erscheint als die innere Vorstellung. Hier sehen wir dasselbe. Sie glaubt von ihm geküßt worden zu sein, da ihre Phantasie es ihr vorgegaukelt, und er, ihr in diesem Zuge verwandt, glaubt es auch. Dies Ueberwuchern seines Phantasielebens empfindet er aber als Schuld, nicht nur als Schicksal. Doch die Leidenschaft des Mädchens stachelt ihn auf; er wünscht sich „ein robustes Gewissen,“ um unbeirrt seiner Neigung folgen zu können. Auch das Mädchen fühlt der vertrauensvollen Güte der Frau Solneß gegenüber, wie unmöglich es sei, „etwas Böses vorzuhaben gegen eine, die man kennt,“ obwohl sie erst jetzt erschaut, daß Solneß an eine geistig Tote gekettet ist, in der etwas zerstört ist — durch seine Schuld. Und doch, ihre Jugend empört sich gegen diese Tragik, diesen Verzicht auf alle Lebensfreude; soll man es nicht wenigstens versuchen, den „alten Wikingertrotz“ wieder aufleben zu lassen? Einmal hat sie Solneß droben in ihrer Heimat hoch auf dem Turme stehen sehen und sein Zwiegespräch mit der Gottheit vernommen. Er glaubte damals „das Unmögliche“ vollbracht zu haben — er hatte den Schwindel überwunden, der ihn immer auf der Höhe in die Tiefe reißen wollte. Vollbrächte er dies Unmögliche noch einmal — dann würde er auch das andre Unmögliche möglich machen, des Schwindels Herr zu werden, der ihn allemal anfaßte, wenn er sein Gewissen vergewaltigen wollte. Er macht den Versuch, vielmehr das Experiment. Aber auf einsamer Höhe, im Zwiegespräch mit der Gottheit packt ihn wieder der unüberwindliche Schwindel. Er stürzt herab — in den Tod. Er hat das Unmögliche gewollt: sich selbst den Maßstab für Gut und Böse zimmern, hinausgestrebt über die der Persönlichkeit von außen und innen gesetzten Schranken. Aber:

Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht:
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erhoben.

Ibsen hat dem Realismus nicht nur das Gewissen zurückgegeben, sondern auch die Symbolik. Aber gerade auf diesem Punkte liegt seine Schwäche. Unsern großen Dichtern dient die Symbolik dazu, uns aus der Enge und Gebundenheit des Daseins herauszuheben. Goethe findet dort die wahre Symbolik, wo das Besondre das Allgemeine repräsentirt. Ibsens Symbolik dagegen sucht das Allgemeine im Besondern, ja im Sonderbaren und — Absonderlichen. Darum wirkt sie auch nicht befreiend, sondern niederdrückend, häufig beklemmend. Ein eigentümlich spießbürgerliches Aroma durchzieht bei ihm selbst den weitesten, größten Gedanken und weist ihn in die Enge und Zufälligkeit.**) So die Wildente; so die Rattenmamsell in Klein Eyolf, sobald man sie als Repräsentantin des Todes auffaßt. So auch im Baumeister Solneß. Anfangs will er Kirchen bauen zu Gottes Ehre. Aber in der Kirche, in der Gebundenheit mittelalterlicher Vorstellungen hat die heutige Welt nicht mehr Raum. Darum will er der Menschheit und all ihren Bedürfnissen ein neues, weites Haus errichten mit vielen Wohnungen und einem bis in den Himmel ragenden Turm. Aber dies Haus, das vielleicht eine neue Gesellschaftsordnung symbolisiren soll, ist doch wieder zusammengefügt mit Mörtel und Kalk.

In der „Frau vom Meere“ liegen ähnliche Probleme vor. Man hat Ibsen als Vorkämpfer der Frauenrechte bezeichnet. Aber er ist zu sehr Dichter, um einseitig einer Tendenz zu huldigen. Wohl fühlt er tiefer als andre die äußere, noch

*) Vgl. Albert Köster, Schiller als Dramaturg. Berlin, Wilhelm Hertz.

**) Der verstorbene Professor Christlieb charakterisirte den Pietisten als „e' Chrischt mit e'me G'schmäckli.“ Auch Ibsens Symbolik hat „e' G'schmäckli.“

mehr aber die innere Gebundenheit der Frauen heraus und ist fern davon, ihre innere Freiheit allein von der Aenderung ihrer äußern Lage zu erwarten. Er blickt tiefer, er deckt ihnen die eigne Schuld auf, die falschen Motive, die sie vielfach zur Eheschließung veranlassen, freilich untrennbar mit den herrschenden Anschauungen, Gepflogenheiten und Zuständen verbunden.

Ellida: Hör mich an, Wangel — es führt zu nichts, daß wir uns selbst und einander noch länger belügen.

Wangel: Thun wir das denn? Wir lügen, sagst du!

Ellida: Ja, das thun wir. Oder — auf alle Fälle verschweigen wir die Wahrheit. Denn die Wahrheit — die reine klare Wahrheit — das ist doch — daß du hinauskamst — und mich kauftest.

Wangel: Dich kaufte! — sagst du — dich kaufte!

Ellida: O, ich war nicht um ein Haar besser als du. Ich schlug ein. Ich verkaufte mich dir. . . . Ich stand so hilflos und ratlos und so ganz verlassen da. Es war so natürlich, daß ich einschlug, als du kamst und dich erbotest, mich auf Lebenszeit zu versorgen. . . . Aber ich hätte es trotzdem nicht annehmen sollen! Nicht mich verkaufen! Lieber die armseligste Arbeit — lieber die elendesten Verhältnisse — aus freiem Willen und nach eigner Wahl!

Man hat Ibsen die Verquickung mystischen Aberglaubens und derben Naturalismus vorgeworfen; was aber schlimmer ist, man hat behauptet, er habe Hysterie und Hypnose in den Bereich seiner Darstellung gezogen. Und doch verflicht er nur die alten Nordlandssagen und Mären in die Geschehnisse. „Das zweite Gesicht“ ist eine Vorstellung, die noch heute in Schottland und Westfalen im Schwange geht. Er schildert ja nicht die Bewohner großer Städte, denen der Himmel mit Dächern verbaut ist; wo man fern von der Natur lebt und ihre Rede und Antwort nur vereinzelt vernimmt. Wer an den Gestaden des Meeres lebt, ist von Natur abergläubisch. Er vernimmt in dem Heulen des Sturmes eine übernatürliche Gewalt, er denkt und empfindet in Bildern, sieht Gestalten aus den Wellen aufsteigen, die ganze Natur erscheint ihm beseelt. Behält man dies im Sinn, dann ist auch die Frau vom Meere, ihr Sehnen nach dem Unbekannten, ihr Glaube, geheimnisvollen Mächten verfallen zu sein, nicht unverständlich. Ihr Traumleben überragt die Wirklichkeit, die Wirklichkeit wird zum Schein, und ihr Schuldgefühl, ihrem Manne nicht „in Freiheit“ gefolgt zu sein, wächst zu dem Gespenst des Fremden an, dem sie sich verfallen glaubt. Und diese Schuld vergrößert sich durch ihre Hingabe an diese Vorstellungen, dies sich Hineinverstricken in ihre Phantasmen. Denn als der Fremde nun wirklich kommt, glaubt, sie habe ihm die Treue gebrochen und sie als sein Eigentum zurückfordert, kennt sie ihn gar nicht! Ihr Phantom hat anders ausgesehen.

Die „Muschelaugen“ ihres verstorbnen Kindes, das Zusammentreffen des Momentes seines Todes mit dem Fluch des Fremden, als er Ellidas Heirat erfährt, erscheinen doch nur der in ihrem Gewissen erregten Frau als etwas Wunderbares, dessen Zuckungen und Schmerzen der Dichter hier mit unvergleichlicher Kraft darstellt. Als Mädchen ist ihr die Natur des Fremden wie ihn Verkörperung der elementaren Naturgewalt des Meeres selbst erschienen. Hier tritt uns eine Verwandtschaft zwischen Ibsen und Böcklin entgegen: der Versuch, die Natur zu beseelen. Man erblickt den Triton, wie Böcklin ihn so oft darstellt, fast eins mit den Wellen, auf ihnen steigen und fallen. Die salzige Meerflut schimmert an seinem thranigen, braunen Leibe, die schilfigen, zusammengeklebten Haarbüschel hängen ihm wirr und schwer um das Antlitz, in dem die großen, todestraurigen Augen brennen mit dem verzehrenden Verlangen, aus dem bloß Kreatürlichen erlöst zu werden und eine Seele zu erlangen!

Welch ergreifende Gestalt, dieser „Fremde,“ den wir nur aus wenigen kurzen Szenen kennen. Mit ihm verglichen erscheint der fliegende Holländer parfümirt, schauspielerhaft und in gesuchten Posen. Eher erinnert er an Lotis Pêcheurs d'Islande. Dort wie hier ist das Meer nicht nur Hintergrund, sondern mithandelnde Person. Nicht nur Trauzeuge, sondern in seiner geheimnisvollen Allgewalt das Element, das sie trügerisch zusammenbindet. Und dieser einsame Mensch, umhergeschleudert von Wind und Wellen, niederwerfend, tötend, was sich ihm in den Weg stellt, und in seinem rohen wilden Aberglauben Heil und Leben von der zarten Anmut Ellidas erhoffend, die doch an seiner Seite verderben würde in einem

ode, wie die weiße Najade, die Böcklin dem Triton in ehnsuchtsferne rückt.

Das Bedeutsamste ist hier wieder der innere Vorgang. ls Wangel ihr die freie Wahl und Entscheidung zugesteht, ird sie frei. Da fühlt sie, daß sie zu ihm gehört und nicht em Fremden, vor dem ihr zu grauen beginnt — da wird e wiedergeboren zur freien Persönlicheit.

Wangel: Dein Sehnen und Verlangen nach dem Meer, dein inneigen zu ihm — jenem fremden Mann —, das ist der Ausdruck ir einen erwachenden und wachsenden Freiheitsdrang in dir gewesen. ichts andres. Ellida: Ja, du lieber treuer Wangel — jetzt komme h wieder zu dir. Jetzt kann ich es. Denn ich komme zu dir in reiheit — freiwillig — und unter eigner Verantwortung.

Mit Aussprüchen, wie diese, stellt sich Ibsen in die Reihe er alten nordländischen Vates, der Dichterpropheten (nach der arlyleschen Definition), die die Unterströmungen der äußern Wandlungen ihrer Zeit spüren und zu deuten wissen.

Es scheint so selbstverständlich, daß die Frau dem Manne reiwillig und unter eigner Verantwortung folgt. So wie die ozialen Verhältnisse sich heute bei uns zugespitzt haben, trifft es nicht mehr immer zu. Einem Mädchen, in dem sich halb unbewußt die Lebenskräfte regen und nach Bethätigung drängen, bleibt häufig nur die Wahl zwischen geistigem Tod und einer Ehe, die ihr einen Ausweg eröffnet aus dem Lebendigbegrabenwerden.

Während Ellida und ihr Mann so mit einander abrechnen, geht ihre Stieftochter Bolette mit dem Oberlehrer Arnholm einen ähnlichen Pakt ein. Ihr Vater weigert ihr Mittel und Möglichkeit der Ausbildung, um auf eignen Füßen stehen zu können; und Arnholm stellt sie ihr verlockend in Aussicht. Auch sie „verkauft" sich, und wir sehen in ihrer Zukunft ähnliche Konflikte voraus wie die, die ihre Mutter kaum überwunden hat. C B

Verschiedenes

(Die Angelegenheit des Pfarrers Wenck) hat darin ihren Abschluß gefunden, daß ihm durch Großherzogliches Oberkonsistorium die Aufnahme seiner Reisethätigkeit wieder gestattet worden ist. Vgl. die heutige Chronik. Es ist zu wünschen, daß damit auch die Preßerörterungen, die sich an den Zwischenfall angeschlossen haben, zur Ruhe kommen.

(Aus der Kreuzzeitung) teilen wir unsern Lesern pflichtschuldig folgenden Satz mit: „Vor allem ist unter Rades Leitung die Christliche Welt thätig, dem evangelischen Volke seinen Glauben zu nehmen." So zu lesen in der Anzeige einer Broschüre von Pfarrer Paul in Lingelbach: Das ABC unsers Glaubens (Braunschweig, Schwetschke) in Nr. 103.

(„Geboren von der Jungfrau") Zweite, nach Publizirung des alten syrischen Evangelientextes vom Sinai vermehrte Auflage. Berlin, Hermann Walther, 1894. 50 Pfge.

Die mancherlei Nöte, die der vorliegender Schrift als Titel dienende Satz des Apostolikums dem Theologen und dem Laien verursacht, sind nicht bloß durch den letzten Streit um das Bekenntnis deutlich geworden. Aber sie sind durch ihn von neuem zum Bewußtsein gebracht worden, und die evangelische Kirche hat das Recht, eine Antwort zu verlangen auf die Frage, wie es mit der biblischen Begründung dieses Glaubensatzes steht. Wer die Antwort darauf sucht, eine Antwort, die sich durch nichts gebunden weiß als die Ehrfurcht vor der Wahrheit der Geschichte, dem sei vorliegende anziehend geschriebne Broschüre, die zuerst in den Preußischen Jahrbüchern (November 1894) erschienen ist, warm empfohlen. Sie beruht augenscheinlich auf sorgfältigen Studien, ohne doch die Mühsal solcher wissenschaftlichen Detailarbeit ahnen zu lassen. Ein besondres Interesse hat diese zweite Auflage durch die Verwertung des alten syrischen Evangelientextes vom Sinai, über den wir unsern Lesern in Kürze berichten zu können hoffen. E P

(Ein Brief des Paulus an die Kreter) ist neuerdings aufgefunden worden. Kein Jahr ohne solche Entdeckung. Brachte uns doch das vorige Jahr einen Brief des Paulus an die Jakober: vgl. vor. Jahrg. Nr. 44. Doch zur Sache. „Der Erzähler an der Spree," Unterhaltungsbeilage zur Deutschen Warte, setzt in Nr. 40 vom 16. Februar einen Bericht über „Baron Korffs Weltreise" fort. Die Reise führt auch nach Kreta, und es heißt nun u. a.:

„Bekanntlich hat der Apostel Paulus sich hier vorübergehend aufgehalten und die Anhänger der neuen Lehre hier unterrichtet. In dem Briefe Paulus an die Kreter geht er übel mit ihnen um, sagt, daß sie liederlich, lügenhaft und unzuverlässig seien, und daß sie, wenn sie selig werden wollten, ein ganz neues Leben beginnen müßten. Sie sollten sich als Bischöfe nur Leute wählen, die nicht mehr als zwei Frauen hätten, und nicht immer voll des Weines seien. . . ."

Minder bibelkundige Leser seien zu besserm Verständnis auf Titus Kap. 1 verwiesen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 10 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Deutsche evangelisch-reformirte Gemeinde zu Frankfurt a. M.

Durch Wahl der kontribuirenden Gemeindeglieder soll demnächst eine Pfarrstelle besetzt werden. Das Presbyterium lädt eine Anzahl der Bewerber zu Gastpredigten ein und schlägt den Wählern vier Kandidaten vor.

Die näheren Bedingungen werden auf Wunsch mitgeteilt.

Bewerber von gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung, für die Predigt begabt, in selbständiger Ausrichtung des Pfarramtes schon geübt, wollen bis zum **25.** März ihre Meldungen einreichen. Zeugnisse und ein kurzer Lebenslauf sind der Meldung beizufügen.

Frankfurt a. M., Februar 1895

Das Presbyterium
Rotekreuzgasse 12

Quittung

Für die notleidende Erzieherin sind mir gesandt worden 10,05 Mk. aus Leipzig, 5 Mk. aus Berlin S, 4 Mk. aus St. Gallen. Den freundlichen Gebern herzlichen Dank und Gruß! Die Not ist sehr groß, deshalb wage ich noch einmal zu bitten.

Siegert, Pfarrer, Kocßlitz bei Weißenfels.

Zu Ostern suche ich als Hauslehrer einen cand. theol., der den vollständigen Unterricht meiner vier Knaben im Alter v. 6—11 Jahren übernimmt und womöglich schon unterrichtet hat. Meldungen nebst Zeugn., Phot., Gehaltsangabe zu senden an

Hauptmann v. Linsingen
in Mörchingen, Lothringen.

Zu verk. Christl. Welt 4. 5. 6. 7. 8. Jahrg. (4. u. 5. geb.) Chronik d. chr. W. 1. 2. 3. 4. Jahrg. Angebote an Pfarrer **Schulze**, Schwarzenbach a. Saale.

In dem **Familienpensionat** von **Dr. G. von Rohden in Bielefeld** finden zu Ostern noch einige Knaben Aufnahme, die das Gymnasium oder die Realschule I. O. besuchen sollen.

Prospekte auf Wunsch.

Cand. theol. (2 Examen best.) sucht Stellung als Prädikant. Angeb. unter **J. 11** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin W. 8.**

Suche z. 1. April nach **Frankfurt a. O.** ein gebildetes Mädchen zur Pflege von 5 Kindern (1/2—9 Jahr), gesund u. kinderlieb u. tüchtig. Anmeldungen an Frau Amtsrichter **Meydam**, Friedenau, Kirchstr. 11.

Ev. Geistliche und cand. theol. werden auf d. **Ornatgeschäft** (Talare, Baretts, Bäffchen, Ornatkoffer u. s. w.) **der Pastorwitwe J. Dilloo, Berlin, Dorotheenstr. 24** aufmerksam gemacht. Empfehl. d. H. Hofpred. **Kritzinger**, Hindersinstr. 7; Anerkennungen von vielen Geistlichen. Gute Arb. mit Hilfe tücht. Facharbeiter, prompte Bedienung, gediegne Stoffe, billige Preise. Prosp. u. Stoffprob. gratis.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken sehr **geeignet**, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** ꝛc. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zu Ostern event. früher. Wiederaufnahme von Töchtern guten Hauses zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Kirchenheizung

Regulir-Dauerbrand-Oefen. Man verlange Prospekt und Zeugnisse.

Keidel & Co.,
Berlin-Zehlendorf

Aufruf zum Teutsch-Denkmal und zur Teutsch-Stiftung

Das Landeskonsistorium der evangelischen Kirche Siebenbürgens veröffentlicht folgenden Aufruf:

Die siebzehnte Landeskirchenversammlung hat in ihrer achten Sitzung vom 16. November 1894 einstimmig beschlossen:

Dem um unsere evangelische Landeskirche A. B. und das sächsische Volk so überaus hochverdienten, unvergeßlichen hochwürdigen Herrn Bischof Dr. Georg Daniel Teutsch wird in Hermannstadt ein, nach Maßgabe der dazu verwendbaren Mittel, entsprechendes Denkmal gesetzt und zugleich eine Stiftung zur Erhaltung, Pflege und Stärkung deutscher Bildung und evangelischen Glaubens im Bereiche der evangelischen Landeskirche A. B. in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns gegründet, die den Namen **Bischof Dr. Georg Daniel Teutsch-Stiftung** führt.

Gewiß werden auch in Altdeutschland viele Freunde des seligen Teutsch gerne, sei es zum Denkmal, sei es zur Stiftung, ihren Beitrag darbieten wollen. Die Redaktion ist bereit, Gaben dazu entgegenzunehmen.

30 Stück 1 M. **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 M.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
Jährlicher Absatz 30—40000 Stück! Probeschein gratis.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.

Vorzügliches Konfirmationsgeschenk
aus dem Verlage von **Dörffling & Franke** in **Leipzig.**

Höhne, E., **Goldene Worte.** Anklänge an die Worte und Gedanken des heiligen Vater-Unsers aus fast allen Jahrhunderten der Kirche. Preis 5 Mk., eleg. geb. 6,20 Mk.

Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Linkstraße 4 **Berlin W. 9** Linkstraße 4
Ankauf ganzer Bibliotheken
sowie einzelner Werke gegen sofortige Zahlung.

Zu verkaufen
zu beigesetzten mäßigen Preisen:

Luthers sämtliche deutsche und lateinische Schriften. Erlanger Ausgabe. 108 Bde. 1826—86. Geb. . . . . für **136 Mk.**
Langes Bibelwerk. Altes und neues Testament. 36 Tle. in 13 Bdn. 1857—77. Hldr. statt 177.80 Mk. . . . . . . für **90 Mk.**
— do. 36 Tle. in 16 Bdn. Neueste Aufl. (nur Bd. 5 u. 19 in vorletzter Aufl.). 1866—93. Hfz. statt 177.20 Mk. . für **120 Mk.**
Starke, Synopsis. 8 voll. Lpz. 1745—59. Prachtexempl. in Schweinsleder . . . . für **70 Mk.**
Fürst, Librorum sacrorum Vet. Test. concordantiae hebr. et chald. Geb. . . . . für **50 Mk.**
Gesenius, novus thesaurus. Ed. II. 3 voll. 1829—58. Geb. statt 57 Mk. . . . . für **25 Mk.**
Tromius, Concordantiae graecae. 2 voll. Amstel. 1718. Hldrbde. m. T. Schönes unbeschn. Exempl. . . . . für **80 Mk.**
Ranke, Weltgeschichte. 9 Origbde. statt 184.50 Mk. . für **110 Mk.**
Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon. 5 Bde. 1867—80. Hfzbde. statt 150 Mk. . . . . für **75 Mk.**
Friedlaender, Sittengesch. Roms. 5 Aufl. 3 Bde. 1881. Hocheleg. rot Hlnbde. m. T. Sehr schönes Exempl. statt 44 Mk. für **30 Mk.**
Kunst für Alle, hrsg. v. Fr. Pecht. Jahrg. I—V. 1886—90. Orignlbde. Sehr schönes Exempl. . . . . für **60 Mk.**
Schlechtendahl-Hallier, Flora v. Deutschland. Neueste Aufl. 30 Bde. Eleg. Origbde. Sehr schönes Exempl. statt 269.50 Mk. für **150 Mk.**
Montesquieu, Oeuvres. Nouv. éd. 5 vols. in 4°. Paris 1788. Alte Kalbldrbde. Prachtexempl. . . . . für **21 Mk.**

Lagerkataloge gratis!

Alfred Lorentz
Antiquariat Leipzig Kurprinzstr. 10

Soeben sind in unserm Verlage erschienen:

Psychologie des Glaubens. Zugleich ein Appell an die Verächter des Christentums unter den wissenschaftlich interessirten Gebildeten von **P. G. Vorbrodt.** Preis 7 Mk.

Auf die **bislang mangelhafte Fundamentirung des Glaubens** hat Professor Brieger die fortschreitende Entfremdung von der Kirche zurückgeführt. Was ersehnt wird, bietet hier ein philosophisch aufs gründlichste geschulter und bewährter Theologe. Ueber Werturteile ist besonders ausführlich gehandelt.

Die Nachfolge Christi und die Predigt der Gegenwart. Von Prof. Lic. **Johs. Weiß.** Preis 3 Mk. 60 Pfg.

Diese Gabe gewinnt besondre Bedeutung durch die Schwierigkeiten, welche die Verkündigung des Evangeliums in unsern Tagen auf sich hat.

Anti-Stumm. Von Pfarrer **H. R. Schäfer.** Preis 60 Pfg. (Verfasser ist als Herausgeber der Rümelinschen Berichte aus der Paulskirche bekannt.)

In 2. unveränderter Auflage (3. Tausend) liegt vor vom Urheber der Erklärung gegen die Umsturzvorlage:

Dr. K. v. Mangoldt, Die soziale Frage und die oberen Klassen. Preis 40 Pfg.; von 12 Exemplaren an 30 Pfg.

Von beiden sich vorzüglich zur Agitation eignenden Broschüren gewähren wir bei Partie oder Massenbezug auf direkte Anfrage besonders ermäßigte Preise.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Theologisches Jahrbuch auf das Jahr **1895.** Herausgegeben von P. J. Schneider. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.
Lezius, Lic. th. Fr., **Zur Charakteristik des religiösen Standpunktes des Erasmus.** 1 Mk.
Lütgert, Lic. th. W., **Das Reich Gottes** nach den synoptischen Evangelien. Eine Untersuchung zur neutestamentlichen Theologie. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.
Schneider, P. P., **Text und kurze Erklärung des Römerbriefes.** 1,50 Mk., geb. 2 Mk.
Steude, Lic. th. E. G., **Volkstümliche Apologie.** 80 Pfg.
Stosch, P. G., **Die Augenzeugen des Lebens Jesu.** Ein Beitrag zur Evangelienfrage. 3,60 Mk., geb. 4,50 Mk.
Wacker, P. und Rektor E., **Die köstliche Perle und die innere Mission.** Eine praktisch-theologische Meditation. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.
Wiesen, P. G., **Die Stellung Jesu zum irdischen Gut** mit besondrer Rücksicht auf das Gleichnis vom ungerechten Haushalter. 1,20 Mk.

Ich suche zu kaufen oder einzutauschen:

Gottfried Kellers Leute von Seldwyla. Göschensche Ausgabe*)
— do. — **Der grüne Heinrich.** Erste Aufl. (Vieweg & Sohn)
Paul Heyses Meraner Novellen. Cottasche Ausg. in 8° (nicht Miniaturausgabe), womöglich erste Auflage!
— do. — **Im Paradiese.**
— do. — **Die Kinder der Welt.**
(Beide Romane womöglich erste Auflage)

*) Ist mir in dunkelgrünen Halbfranzband gebunden abhanden gekommen. Welcher meiner Freunde hat das Exemplar?

J. Grunow
(Fr. Wilh. Grunow, Leipzig)

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Luthardt, Zur Einführung in das akademische Leben und Studium des Theologen.
Preis 2 Mk., eleg. geb. 3 Mk.

Anknüpfend an seine eigne Studentenzeit und auf Grund einer reichen akademischen Lebenserfahrung hat der Verf. in der leichten Form von Briefen an einen jungen Freund, angehenden — aber auch älteren — Theologen, in diesem Buche praktische Weisungen für ihr akademisches Leben und Studium gegeben, welche sich über die verschiedensten Seiten und Fragen des studentischen Verkehrs, der allgemeinen Bildung und der speciellen theologischen Studien erstrecken und die ein jeder junge Theologe mit lebhaftem Interesse und reichem Gewinn lesen und befolgen wird. Wir sind gewiss, dass diese Briefe, wie sie einem oft gefühlten und geäusserten Bedürfniss begegnen, so auch vielen Beifall in den betreffenden Kreisen finden werden.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage von den Verlagsbuchhandlungen Friedrich Jansa und Georg Wigand in Leipzig